Der

teutsche Sokrates

aus dem Voigtland

in

einzelnen Mittheilungen

an

Alle, denen es um Wahrheit und Recht und daraus einzig und allein kommendes Menschenwohl zu thun ist.

Vierte Mittheilung.

Jede Ungerechtigkeit, sie werde auch verübt, an wem sie wolle, ist ein öffentliches Unglück, und zieht für Einzelne und für die Gesamtheit strafende Folgen nach sich. Wehe daher den Ungerechtigkeitsstiftern; denn sie verderben Land und Leute!

---

1 8 2 3.

Auf Kosten des Verfassers und bei ihm und in den Buchhandlungen zu haben.

Preis, 6 gl. oder 27 Kr.

Buonaparte.

Welch ein Name! Welch ein Glücks- und Unglücksstern! Welch eine hoch gestiegene und tief gefallene Größe! Welch ein der ganzen neuen Welt gegebenes Wahrzeichen der göttlichen Gerechtigkeit im Schicksal! Welch ein der Geschichte zum ewigen Gedenken und Verwundern und Warnen eingegrabener Gegenstand!

Buonaparte erschien zuerst 1793 bei der Belagerung und Eroberung von Toulon, wie ein höherer Geist, und wie vom Himmel bestimmt, Frankreich zu helfen, wieder aufzuhelfen und siegreich zu machen. Er bewirkte dieß auch kraft seiner außerordentlichen Thaten und Unternehmungen, und bewährte sich offenbar als einen höhern Geist und als Frankreichs Erlöser. Aber nicht umsonst wollte Buonaparte so Großes und so Wichtiges für Frankreich und dessen Sache gethan haben, sondern bestimmte sich selbst den Preis seiner geleisteten Dienste, dadurch, daß er an das Staatsruder und an die Spitze der Regierung drang, und alles, was ihm im Weg war, beseitigte. So hob er 1799 das Direktorium auf, wurde Befehlshaber der Garde des gesetzgebenden Korps, noch in demselben Jahr

Oberconsul, 1802 Oberconsul auf zehn Jahre, und kurz darauf gar auf Lebenszeit. — Indem Buonaparte sich einen so hohen und immer höhern Preis seiner Thaten und Verdienste setzte, und 1804 selbst als erblicher und prächtig gekrönter Kaiser von Frankreich zu glänzen begann, — — — bewieß er unläugbar, daß er mehr, daß er seitdem mehr von der Sinnlichkeit und der sinnlichen Ehr- und Ruhm- und Herrsch- und Selbstsucht, als von der Vernunft und der ihm von oben ertheilten Bestimmung geleitet und verleitet wurde, je länger je ärger es wurde, bis er endlich davon ganz fortgerissen, über Alles und über alle Schranken der Natur und des Schicksals hinauswollte, aber nicht hinauskonnte, und dabei mit seinem ganzen Glück und mit seiner ganzen Macht zerschellte, und äußerst schnell zurückgesunken, und grimmigen Feinden erlegen, auf einer Felseninsel mitten im Weltmeer elendiglich das Leben beschloß. Welch eine Geschichte! Wird die spätere Nachwelt sie für wahr, oder für eine Fabel halten?

Buonaparte wäre nie von seiner Größe und Höhe gesunken, nie gefallen, wär' er nicht in sich selbst gefallen; und er wäre nicht in sich selbst gefallen, wenn er fest an der ihm aufgegebenen Bestimmung gehalten hätte: an der Bestimmung, der bedrängten Menschenheit in Frankreich zu dem ersehnten Bürgerlichbessern, an das sie alles, an das sie Gut und Blut gesetzt hatte, zu verhelfen, und eine neue gleiche Staatsordnung des Rechts und der Gerechtigkeit und der vernunftgemäßen Aufklärung und Fortbildung des Volks zu begründen. — Was für große und heilsame Folgen müßte dieß, müßte so eine der hochentwickelten Zeitvernunft und Zeitwissenschaft gemäße Ver-

besserung und Vereinfachung des Staats- und Kirchenwesens in und außer Frankreich und allenthalben hervorgebracht haben! Eine der französischen ähnliche Vervollkommnung des ganzen europäischen Bürger- und Menschenthums. Wie bethört ging Buonaparte über diese erhabene Bestimmung und über seinen darob zürnenden Geist hinaus, kriegte und eroberte beständig, und erhob sich auf umgestürzten Thronen zu einer bloß abentheuerlichen, ja, vermessenen Größe. — Wie die ersten Menschen, ihrer selbst und ihres Schöpfers und ihres Glücks im Paradies vergessen, voll frechen Uebermuths Gott gleich seyn wollten; — so wollte Buonaparte, seines hehren, seines vorzüglichen Geistes und Berufs uneingedenk, und unbescheiden und unweise, den ersten und größten Monarchen Europa's und der Welt gleich seyn, äußerlich gleich seyn, selbst noch äußerlich und sinnlich größer seyn, und an der Spitze aller Könige und Kaiser pomphaft prangen. Ueber diesem eitlen, der innern Größe, wie dem ächten Bürgersinn und Bürgerthum fremden und entfremdenden Beginnen und Dichten und Trachten mußte Buonaparte da nicht sein eigentliches und anfängliches Ziel aus den Augen verlieren? Ueber diesen verführerischen Eingebungen der sinnlichen Einbildung, und über den einseitigen und leidenschaftlichen Empfindungen der Ehr- und Ruhm- und Herrschsucht mußte da nicht in Buonaparte das edlere und bessere Gefühl, die Stimme der Vernunft und Gottes verstummen, und bei dem dadurch veranlaßten Schwinden des Sinnes für die Menschenheit bald die gänzliche Verkehrung und Verblendung des neuen Großsultans eintreten? Wie sollte und konnte es anders seyn und kommen? Wie sollte und konnte ein solcher Verkehrter und Ungetreuer, ein unersättlicher Krieger und Eroberer sich halten, und

die Sache der Menschenheit und Gottes fortführen, er, der diese erste Sache seiner eigenen, seiner persönlichen Macht und Größe und Hoheit weit, weit untergeordnet, und nichts als dieß, nichts als seinen Thron und dessen Befestigung, nichts als sein kriegerisches Afterwesen im Kopf und im Herzen hatte? So ungehorsam gegen den großen Geist, der, ehe sich Buonaparte an sein äußeres Glück hing, und vergaß, in ihm und für ihn göttlich trieb und arbeitete; — und undankbar gegen das Mittel — und das Volk, wodurch er sich erhoben hatte; — und unerkenntlich gegen Gott, dem allein die Ehre und der Preis und der Dank gebührt; — und von immer Mehren verlassen, die aufhörten, in Buonaparte's Sache die ihrige und die allgemeine Angelegenheit des Volks und der Völker zu erkennen und zu verfechten; — und zuletzt kaum noch von den Soldaten geliebt und gehalten, — mußte da Buonaparte, durch seine Schuld fast aller wahren Stützen beraubt, nicht schnell fallen, und ein Ende mit Schrecken nehmen? Wider sich selbst und seinen Geist und seine Bestimmung und wider Gott und die Natur der Dinge und die Zeit der Welt und des Schicksals — kann Keiner sich behaupten, kann Keiner etwas durchsetzen, wenn er gleich alle irdische Gewalt und Klugheit und List besäße, ja, der Teufel selbst wäre. Und auch das größte und anhaltendste Glück muß scheitern, und in Unglück zertrümmern, wenn Einer davon übermüthig und vermessen geworden, wider die heiligen Schranken der Vernunft und der Natur und Gottes anläuft. Solcher Maßen mußte Buonaparte fallen, und schmählich untergehen, um so mehr, da er sich im Geist nicht wiederherstellte, und von bösartiger Leidenschaftlichkeit und

Klugheit zu sehr verderbt, sich fast nicht wiederherstellen konnte. —

Wie mußte ich lächeln, als ich mich einst in Braunschweig mit einem gelehrten und gebildeten Mann — über Buonaparte unterhielt, und Klagen und Seufzer wider dessen genommene falsche Richtung und unfehlbare Zugrundrichtung seines Glücks und Werks ausstieß, aber auch einige Ursachen angab, warum ich glaubte, daß es ihm besonders in Betreff Rußlands mißlingen würde, — wie mußte ich lächeln, als dieser kluge Gelehrte mir rieth: die neue Statistik und Staatskunst, die Kunst der Zeit, oder vielmehr Buonaparte's Kunst, mit den Menschen und den Völkern nach allen beliebigen Planen zu schalten und zu walten, und jeden Zweck durch eine allgemeine Anspannung der Kräfte durchzusetzen, — wie mußte ich über den Rath, mich mit dieser heillosen Kunst mehr bekannt zu machen, lächeln, und lachen, da ich, in meiner Ansicht und Meinung unerschüttert, endlich vernahm: „Da hat Buonaparte, wenn's ihm in der besagten Sache mißlänge, bloß Einen der Faktoren nicht, und kann sich leicht durch dessen Dazunahme helfen!„ — Wie horchte ich, da ich sah, daß Buonaparte schon damahls nicht eines und des andern, sondern fast jeglichen vorhin angegebenen großen Faktors, fast aller wahren Stützen: der Stützen seines Gefühls und Bewußtseyns und Gewissens und Gottes und der Welt und der Zeit und ihres Geistes und freien öffentlichen Meinens und Strebens ermangelte, — und eben von dem Irrlicht der neuen Statistik und Staatskunst und Staatsbearbeitung des X ks getäuscht, schnell auf dem Weg zum Verderben fortrannte! — Und wie sehr bedauerte ich schon damahls, die früherhin in Betreff Buonaparte's öffentlich

geäußerten großen Worte geäußert zu haben, da Buonaparte durch seine Verirrung sie je länger je mehr zu Schanden machte! — Und wie wenig bereuete ich es sogar, daß, indem vor einiger Zeit Buonaparte auf der Bibliothek zu Dresden ein Paar Minuten dicht neben mir still stand, und meine Anrede und einige neue große Worte zu erwarten schien, — wie wenig bereuete ich diese Unterlassung, weil das, was ich gesagt hätte, nicht nur vergeblich, sondern auch nun nicht recht wahr gewesen wäre! Doch wozu das, und wozu mein Zürnen auf Buonaparte? Das außerordentliche Glück und Unglück, das wundersame Spielen und Verspielen einer fast einzigen Weltrolle, wird Buonaparte'n immer, und so lange die Sonne der Erde scheint, unter den großen, kühnen Helden und Eroberern erhalten, und sein Andenken unvergeßlich und lehrreich machen. Und ob ich gleich ihm und der menschlichen Gebrechlichkeit, die fast alle Lehren der Weisheit und der Erfahrung zu nichte macht, zürne, so weihe ich doch auch Buonaparte'n und seinem entsetzlichen Fall eine aufrichtige Thräne der Traurigkeit. — Wer ist unter uns, der gewiß weiß, daß er in Buonaparte's gefährlicher Stelle und jugendlichem Alter anders und besser gehandelt, und beim Getümmel der pariser Welt und beim Tumult der Läger den Eingebungen der Vernunft und des Gewissens und der Pflicht — wider die Sirenenstimme der Sinnlichkeit und des Ehrgeitzes und der willkührlichen Gewalt immer Gehör gegeben, und einem Timoleon, oder einem Washington nachgeahmt hätte? So wenig weiß dieß Jemand von sich gewiß, als wenig er gewiß weiß, daß er an Adams und der ersten Aeltern Stelle im Paradies anders und besser gehandelt, und trotz den Lockungen und Einlispelungen der Schlange der Sinnlich-

keit und der sinnlichen Einbildung und Begierde — immer beim schuldigen Gehorsam gegen Gott und sein Gebot verharret hätte. Darum haben wir Alle, wie in Adam, — so auch in Buonaparte — mit gefehlt und gesündigt; und lehrt das Eine nicht die heilige Schrift, und das Andere nicht die Geschichte und die Erfahrung des Tages? —

Leider! hat Buonaparte's trauriger Fall nicht weniger Unheil und Uebel aller Art über unsere Zeit gebracht, als Adams Fall über das Alterthum. Leider! hat Buonaparte das ganze Neuerthum verderbt, und Alles in seinen Fall und in sein Unglück mit hineingezogen. Leider! hat Buonaparte die Christen- und Menschenheit in ihren schönsten Hoffnungen getäuscht, und uns Alle aus der Nähe einer neuen und freiern und bessern und gerechtern Ordnung der Dinge, und gleichsam aus dem Paradies, vertrieben. Welche goldene Zeit hatte man sich von Buonaparte, von ihm allein versprochen! Und wie schwer wurde es Tausenden und Hunderttausenden sich von dem Glauben, und Aberglauben an Buonaparte loßzureißen! — Wehe ihm und uns, daß er vom sinnlichen Kram und Glanz und Glück eines unumschränkten und eigenmächtigen und gebieterischen Sultans geblendet, die herrliche Rolle eines Timoleon, oder eines Washington ausschlug, und sich dadurch sehr schwer an der ganzen Menschenheit und an Gott versündigte! Wehe uns, daß nicht Buonaparte, daß nicht ein Timoleon, daß nicht ein Washington die köstlichsten Erstrebnisse und Güter der neuern staats- und kirchenthümlichen, wie der ganzen wissenschaftlichen Aufklärung gegen den Widerstreit der alten abergläubigen Grillen und Vorurtheile und Aftergrundsätze mit starken Arm schützte, und unerschütterlich fest stellte! — Buonaparte's Steigen und Fallen, Buonaparte's beispiello-

ses Glück und Unglück war gleich ersprießlich und gleich verderblich für ihn und für uns, und sein Auftritt glich dem Aufgang einer neuen Sonne über der gesunkenen Bürgerwelt, so wie sein Niedergang diese hoffnungsreiche Sonne meist wieder verdunkelte. Möge die neue Sonne des erhobenen, des zeit- und vernunftgemäßen Bürger- und Staatsthums bald wieder hell aufglänzen, und Alles erwärmen und beleben und herstellen, was stockt und starrt und schmachtet! — Darum ist Buonaparte mit seiner Geschichte das größte Neue unter der Sonne seit der Stiftung des Christenthums, seit der Gründung eines vernünftigen Glaubens- und Kirchenthums. —

Uebrigens hat die Welt, hat zunächst Frankreich nebst Italien und Teutschland so viele Schuld an Buonaparte's Fall und dem daraus gekommenen und kommenden Unheil, als Buonaparte selber. Warum hing sich Alles an den Heerwagen seines Glücks, und beförderte dessen übermäßigen Schnelllauf? Warum streuete man ihm wie einem Götzen, wie einem Kriegsgott so starken und den Kopf einnehmenden Weihrauch? Warum setzte man ihm so wenig gesunde Vernunft und Weisheit entgegen? Warum stand man ihm in Allem so sklavisch und niederträchtig zu Gebot? Warum führte man ihm nicht seinen Glücks- und Gewaltmißbrauch und dessen Folgen zu Gemüth? Warum machte man ihn nicht auf die Geschichte und ihre dem Donner gleichen Lehren aus ähnlichen Zeiten und Zeitstürmen aufmerksam? Warum fand sich bei Buonaparte kein Prophet, kein Nathan, kein ächter Weiser, kein alter Bramine, wie, laut der Sakontala, beim übermüthig gewordenen indischen König Duschmanta ein, und suchte ihn durch die Macht der Weisheit wieder zu sich selbst und auf den rechten Weg zurückzubringen?

Sollte nicht Buonaparte, wie Duschmanta, die Worte eines weisen Braminen zu Herzen genommen, und der rechte Mann und Held, der Wohlthäter und Segen des Volks und der Völker geworden seyn? *)

Da nach ewigen Gesetzen, die ich anderwärts weiter in's Licht setzen werde, so viel Gutes als Böses auf der Welt seyn und geschehen kann; da ein Guter und Weiser das im Gebiet des Guten zu thun vermag, was ein Böser und Unweiser im Reich des Bösen thut; da statt eines Bösen und seines Unraths ein Guter gleich viel Gutes und gutes

*) M. s. davon die unvergleichlich schöne Parabel und Erzählung in Krummachers Parabeln, B. 1. S. 199. Diese Parabel gefällt mir so ungemein, daß ich ihren Schluß hierher setze: „Duschmanta nahm die Worte des Braminen zu Herzen, und ward von neuem der Wohlthäter und Segen seines Volks. — Darauf eines Tages begab er sich in die Einsiedelei des Braminen, und rief ihn aus seiner Hütte, und sprach: Ich darf jetzt wieder in den Strahlen des Sonnenlichts und vor dem Angesicht deiner fruchtbeladenen Bäume erscheinen. Aber es fehlte noch eins. — Was könnte, fiel der Bramine ein, dem Fürsten noch fehlen, der seines Landes Segen und des Volkes Vater ist? — Den Dank meines Herzens, antwortete Duschmanta, der Weisheit darzubringen, die mich auf den rechten Weg geführt, und gelehret hat: daß das fröhliche Antlitz des Volkes der einzige Reichthum seines Fürsten und Führers ist. Ich war arm geworden, du hast mich wieder überschwenglich reich gemacht! So sprach Duschmanta. Der Greis aber umarmte ihn mit Freudenthränen, und segnete ihn." — Ich will diesem weisen Braminen nachahmen, und nach Buonaparte's erschütterndem Untergang auf das Zeitalter und seine Großen zu wirken und alles, wo möglich, zu trösten und zu beruhigen und dem Wahren und Rechten und Guten zu gewinnen suchen. —

Werk zu vollbringen, da selbst ein Guter bös, und ein Böser gut zu werden im Stand ist; — so hätte es wahrscheinlich mit Buonaparte durch die besagte Anwendung der rechten Mittel und Rathschläge und Widerstände eine bessere Wendung und einen erwünschten Ausgang genommen. Buonaparte, weise belehrt und bekehrt, und dem innern Gefühl und Licht und Rath wieder zugewandt, würde das Ziel der ganzen neuern Zeit und ihrer Strebungen erreicht und gesichert, und als ein köstliches Ergebniß aufgestellt haben, ein Ergebniß voll höherer Früchte und Genüsse und Volksfeste, ein Ergebniß mit freiern und gleichern und zweckmäßigern Staatsverfassungen, ein Ergebniß, einen Zustand, wo das Licht über die Dunkelheit, die Wahrheit über den Irrthum, die Oeffentlichkeit über den geheimen Kram, das Gesetz des Rechten über die Willkühr, das Verdienst über die Geburt, die Sittlichkeit über die Klugheit und die List triumphiren, und je länger je mehr himmlische Vortheile und Wohlthaten den Völkern und der Menschenheit bereiten. — So aber kam Buonaparte immer mehr vom wahren und rechten Weg und Streben ab, wurde in sich und außer sich immer unsicherer und ungewisser und schwankender, gerieth, wie man wohl merkte, immer mehr in Besorgniß und Furcht, von der erstiegenen Höhe zu taumeln, und Alles wieder zu verlieren, baute und befestigte sich immer mehr im Aeußerlichen und Kriegerischen und Staatskünstlerischen, — hing immer mehr den Heerscharen und den Soldaten an, und gestattete ihnen fast allen Willen und Muthwillen, verlor dadurch weit mehr, weit mehr Anhänger, als er gewann, und durch seine Soldaten und Söldlinge aller Art und deren große Vermehrung und Begünstigung zu gewinnen vermogte. Und als er auf seinen fran-

zösischen und europäischen Anhang und auf seine zahllosen Soldaten und Kanonen, so wie auf die neue höllenartige Staatskunst und Staatsklugheit verwegen gestützt, zu dem Aeußersten schritt, und mit leidenschaftlicher Hast und Eile seine Sache und allgemeine Herrschaft völlig entscheiden, ganz außer Zweifel und Gefahr setzen wollte, verfehlte er natürlicher Weise das Ziel, und schwindelte, von Feinden und Elementen geschlagen, zurück, und es erneuerte sich an ihm und an uns die schreckliche Fabel des Tantalus. —

Seitdem ist Europa, insonderheit das westliche und südliche Europa voll Unmuth und Mißvergnügen und Unfrieden, voll Druck und Gegendruck, voll Parteiung und Widerparteiung, voll Versuche, das Bürgerlichbessere, die bessern Verfassungen und Einrichtungen der Staaten fest zu halten, und voll widriger und unweiser Strebungen, alle staatsthümlichen Veränderungen und Fortschritte zu beschränken, und, wo möglich, auf das trost- und heillose Alte, auf die äußerst verhaßte Willkühr und Eigenmacht zurückzuführen. — Darum wird auch leider! nicht eher Ruhe und Friede eintreten, als bis und als daß in einem dem dreißigjährigen ähnlichen Krieg alles erschöpft und ermattet, sich theils besser aus- und vergleicht, theils der durch bloße Gewalt und Leidenschaften unabänderlichen Natur der Dinge und des Schicksals mehr stillhält. Denn nur die Vernunft und die Weisheit vermögen etwas, vermögen viel über die Natur und das Schicksal, und dessen Wirken im Glück und Unglück. Warum will man also nicht auf beiden und allen Seiten zur Vernunft und Weisheit, zur ruhigen Ueberlegung und Verständigung seine Zuflucht nehmen, und das über Europa schwebende dunkle

Verhängniß und Ungewitter ableiten? Doch ich will zur Ehre des Zeitalters, diese letztere Wendung der Dinge glauben und hoffen, und zum Behuf derselben, und zur Beruhigung der zwieträchtigen und entrüsteten Gemüther, insonderheit aber zur Versöhnung mit dem Neuern und Bessern und dessen zahllosem Anhang durch Rede und Schrift und That möglichst beitragen. Sollte man so wenig hören, so wenig sich besinnen, daß endlich durch die Dazwischenkunft und die Gewalt der Natur und des Himmels das Bessere, das aus dem Fortschreiten der Vernunft und der Wissenschaft und der Zeit glücklich erwachsene Vollkommnere durch- und eingesetzt werden müßte?

Wie es übrigens schon ein Unglück ist, wenn große wissen- und kunstschaftliche Geister sich verirren, und der Sinnlichkeit und der Einbildung erlegen, statt Gutes, Böses wirken und stiften; so gehört es unter die unglücklichsten Ereignisse, wenn Genies, wenn Helden, wie Buonaparte, durch den Zauber der errungenen Gewalt und der ihr anhängigen reitzendsten Erdengüter übermogt, aus ihrer Bestimmung und aus sich selbst und aus Gott fallen. Dann mögte Alles weinen und zürnen. Weinen über das unbeschreibliche und in seinen Folgen unermeßliche Unglück des Falles eines gewalthabenden, eines weit und breit herrschenden Genies, eines Buonaparte. Und zürnen — auf das gefallene Genie selbst und seine Unachtsamkeit und Schwäche in Betreff der lüsternen Sinnlichkeit und der nach ihr gaukelnden und Begierden erregenden Einbildung. Oder müssen die Menschen, und die Genies, wie die andern Menschen, fallen? Keineswegs. Und wenngleich Genies, als solche, von der Sinnlichkeit und der Welt stärker, als Andere, gereitzt und angezogen werden, besitzen sie nicht darum auch

eine größere geistige Kraft, ein größeres inneres Gegengewicht, eine stärkere Vernunft? Und können sie mit solcher Ausrüstung und deren rechten und rechtzeitigen Gebrauch nicht die Sinnlichkeit mit ihrem ganzen schönen Anhang sich unterwürfig machen und unterwürfig erhalten? — Ein Genie darf sich nur an sein Inneres, an seinen Geist und den Geist seines Geistes, an Gott halten, und recht und richtig auf dem gefundenen, auf dem vom Geist und von Gott ihm gewiesenen Weg fortwandeln. Denn eben aus seinem starken Geist und Trieb kommt dem Genie ein sicher leitendes Gefühl und Licht, als die wahre Eigenheit und Auszeichnung des Genies, die um so größer und auffallender und wirksamer hervortritt, je mehr ein Genie denkt, über sich selbst und seine innern und äußern Erscheinungen nachdenkt, und so das innere Gefühl zu Verstand und Einsicht und zu einem richtigen und schnell treffenden Blick herausbildet. Doch wenn auch das Letztere aus Mangel an Kenntniß, oder an Zeit, oder an Ruhe nicht geschehen kann, so darf ein Genie nur besagter Maßen auf seinem starken, sichern Gefühl und Trieb und Geist, auf seinem innern Rath, und auf der Sittlichkeit seiner Handlungen und Schritte, wie auf einer festen Achse, beruhen und beruhen bleiben, und es wird ihm in seinem, auch noch so großen und schweren Beruf nicht fehlen. Jedes Genie hat nehmlich nicht nur eine, und zwar eine ungewöhnliche, eine höhere Bestimmung und Aufgabe für sein Daseyn und Leben und Wirken, sondern es kann auch von der Natur und von Gott dazu befähigt, dieselbe lösen, wenn es nur die angegebenen Bedingungen erfüllt, und sich innerhalb der Gränzen des Berufs beschränkt. Wie schwer aber dieses, bei der Kraftfülle eines Genie's, hält, und wie sehr das

Genie von der Sinnlichkett und der sinnlichen Welt und der ihr zuständigen Einbildung angezogen wird, das mag aus einem andern und ältern französisch geschichtlichen Beispiel erhellen!

Zu Anfang der Regierung Karl's des Siebenten gerieth Frankreich durch die Engländer und ihre weitern Eroberungen in eine bedrängte, in eine ähnliche Lage, wie vor dreißig Jahren. Die auf ihre Siege und auf die Karl VII. abgewonnenen Vortheile stolzen Engländer belagerten im Jahr 1429 das sehr wichtige Orleans, und der Herzog von Bourbon, welcher dem engländischen Lager eine Zufuhr abschneiden wollte, würde gänzlich geschlagen. Karl, der an seinem Glück völlig verzweifelte, beschloß, sich nach Dauphine zurück zuziehen. Wäre dieser schimpfliche Vorsatz zur Flucht vor den Feinden seines Vaterlandes und seines Hauses ausgeführt worden, so mögten sich die Engländer des ganzen Frankreichs bemächtigt haben. Nun entfernte sich zwar Karl, durch alle mögliche Vorstellungen von Seiten seiner Getreuen aufgehalten, nicht von Orleans. Allein diese von aller Hilfe entblößte Stadt stand auf dem Punkt, sich zu ergeben, und es war ein Wunderwerk nöthig, wenn Orleans gerettet, und Frankreichs unglückliche Lage verbessert werden sollte. Ein Wunderwerk war dazu nöthig, und es geschah auch, was nöthig war. Ein junges Mädchen, das damahls achtzehn Jahre alt war, hatte sich, — nicht, wie ein berühmter Schriftsteller sagt, in den Kopf gesetzt, — sondern kraft ihres Geistes, ihres großen und hehren Geistes, ihres Genies gefühlt, daß sie von Gott bestimmt sey, das Vaterland zu erretten. Warum sollte das Mädchen seinen besondern Geist und was in ihm lag, nicht fühlen? Und konnte es sein hohes Gefühl anders als

in Folge eines ihm einwohnenden hohen Geistes inne-werden? Warum hatte das Mädchen nur allein im ganzen Frankreich dieses Gefühl der Begeisterung für das allgemeine Wohl? Und warum soll eine weibliche Person nicht ein ungewöhnlicher Geist, nicht ein Genie beseelen können? Ist dieß nicht wirklich schon mehrmahls in der Welt der Fall gewesen? Wer kennt die Quelle und die Tiefe, die Bereitung und die Austheilung und die Unterhaltung, die innere Natur und die Geschichte des menschlichen Geistes? Wer kennt den Zusammenhang und das Verhältniß zwischen dem göttlichen und dem menschlichen Geist? Wer kennt die Einflüsse von oben und von der Welt auf den menschlichen Geist, die allgemeinen und die besondern Einflüsse, — und weiß, wie und wenn und wo Gott die Kraft und besondere Kraft in die menschlichen Geister legt? Wer weiß das alles so genau, um hier vom bloßen Setzen in den Kopf und Einbilden zu sprechen? Und wie könnte man sich seinen Geist und seine Begeisterung, seine besondere geistige Kraft und deren Erregung durch und für etwas Großes einbilden, da das auf dem Gefühl beruht, und ein eingebildetes Gefühl ein Unding ist? Kurz, ein begeistertes Mädchen, die bekannte Johanna d'Arc trat auf, und hervor zur Erlösung des hart bedrängten Frankreichs. Sie meldete sich bei Karl VII. in Chinon, zu einer Zeit, da dieser gute Prinz unter der Last seiner Widerwärtigkeiten ganz zu erliegen begann. Ehe die Johanna d'Arc dem König vorgestellt wurde, hatte er sich unter den Haufen der andern Offiziere gemengt, um die angekündigte Gesandte des Himmels auf die Probe zu stellen. Sie erkannte nichtsdestoweniger den König sogleich, und wendete sich augenblicklich an ihn. Vergebens sagte

man ihr, daß sie sich irrete, sie blieb dabei, und sprach zu dem jungen König: "Lieber Dauphin, ich heiße Johanna; der König des Himmels schickt mich, dir zu helfen. Wenn du mir Soldaten geben willst, so will ich mit Gottes Hilfe und durch Gewalt der Waffen machen, „daß die Belagerung von Orleans aufgehoben wird, und „will dich, deinen Feinden zum Trotz, nach Reims führen, daß du daselbst gesalbet werdest.„ Das ist es, was der König des Himmels mir befiehlt, dir zu sagen, und wie es sein Wille ist, daß die Engländer wieder in ihr Land zurückkehren, und dich im ruhigen Besitz deines Königreichs lassen, dessen wahrer, einziger und rechtmäßiger Erbe du bist. Wenn du es Gott zum Opfer darbringst, wird er es dir weit größer und blühender machen, als deine Vorfahren es gehabt haben, und wird den Engländern alles Unglück zuschicken, wenn sie nicht aus Frankreich abziehen." — Also redete das von ihrem großen Geist und Herzen ergriffene Mädchen groß und wahrhaft, und erfüllte, indem es ohne Weiteres zur That schritt, und der Geist und der Muth der Heldin sich der ganzen Armee mittheilte, erfüllte die ausgesprochene Sendung. Die Engländer mußten die Belagerung von Orleans aufheben, und Karl wurde zu Reims gesalbt. Die Siegerin war mit ihrer Fahne bei der Salbung gegenwärtig. „Es ist billig, sagte sie, daß wer an der Arbeit Theil gehabt, auch an der Ehre Antheil habe." —

Johanna d' Arc wollte sich nun wieder in ihre Heimath begeben, ließ sich aber von der Armee, ließ sich leider! durch die Bitten der Armee verführen, da zu bleiben, und so ihre Bestimmung und ihr Gefühl und ihren Geist und Gottes Geheiß zu überschreiten. Daher erfuhr sie von

der Zeit an nichts als Unglück, und ihr Ende war noch schrecklicher, als Buonaparte's Ende, da sie bekanntlich von den Engländern bei Compiegne gefangen genommen, und zu Rouen auf öffentlichen Markt verbrannt wurde, sie, die in ihrer durch sie berühmten Heimath gleich der majestätisch stillen Sonne am Abend untergehen, und das Lob und die Ehre und den Preis des ganzen Frankreichs für alle Zeit mit in's Grab nehmen konnte, und bei den Griechen und Römern als eine Erretterin des Vaterlandes Tempel und Altäre bekommen hätte. — Wer zürnt und weint nicht, daß die geist- und kraftvolle Johanna d'Arc sich von Andern anders und falsch, sich über und wider den öffentlich angegebenen und vollzogenen Beruf bestimmen ließ, und von ihrem Innern und von Gott nicht mehr unterstützt, fiel, und jämmerlich endete? Und wer zürnt und weint nicht, daß Buonaparte durch sich selbst, — durch seinen ausschweifenden kriegerischen Ehrgeitz verführt, nach einem falschen Ziel stieg, und von seinem babylonischen Glücksthurmbau herabfiel, und erbärmlich den Schauplatz dieser Welt verließ, so erbärmlich, als es Niemand, der ihn die großen Dinge und Thaten darauf verrichten sah, nur träumen konnte? — Ich zürne Buonaparte'n, daß er die große Fülle und Kraft seines Geistes nicht gebrauchte, um der Sinnlichkeit in der Einbildung und im Leben zu gebieten, und sie der vernünftigen Vorstellung und Entschließung und Wirksamkeit zu untergeben; — aber ich weine auch Buonaparten und seinem ewig schadenden und ewig warnenden Fall und der menschlichen Sinnlichkeit und Einbildung, die, wie der Teufel, auch große und starke Geister, zumahl wenn sie mit Glück, und nicht mit Unglück in der Welt anfangen, zu verführen vermag. Welche meist unerkannte Wohl

that des Himmels ist daher der Weg durch Unglück zu Glück! Und wie viel mehr Werth und Weihe hat ein durch Unglück Bewährter vor dem bloß Glücklichen! Hätte Buonaparte nach seinem Unglück von vorn angefangen und anfangen können, wie weit anders und besser und überlegter würde er seine große Rolle gespielt, würde er seine große Aufgabe gelößt haben!

So erwecke denn Gott einen Bessern, einen Größern, einen in sich selbst Festern, einen neuen Messias, und bewirke durch ihn der schmachtenden Welt das lang ersehnte Heil! —

Das Glück der alten Willkühr und gesetz- und rechtlosen Gewaltübung!

Bei der innern Schwäche Pohlens unter den letzten Piasten rufte Einer seiner Herzoge, Conrad von Masovien, die teutschen Ritter wider die benachbarten und ihm überlegenen heidnischen Preußen zu Hilfe. Nach einem funfzigjährigen blutigen Krieg bezwang und bekehrte auch der teutsche Orden die streitbaren Preußen, und bemächtigte sich ihres Landes. Als aber Pohlen an Jagello, den Herzog von Litthauen, und dadurch zu größerer Macht kam, so suchte es seine alten Rechte auf Preußen wieder hervor. Daraus entstanden eben so schreckliche Händel und Kriege zwischen den Pohlen und den teutschen Rittern, als vorher die Eroberung und Bekehrung Preußens veranlaßt hatte. Das Ende davon war, daß nach einem funfzigjährigen nicht sehr unterbrochenen Kampf erst ein Theil von Preußen, und endlich, in Folge neuer Kriege ganz Preußen für die teutschen Ritter verloren ging. Den ersten Hauptstoß bekamen die teutschen Ritter durch den Verlust der schrecklichen Schlacht bei Tanneberg. Den zweiten jenen mit veranlaßten Hauptstoß erlitten sie durch sich selbst und ihre stolze und grausame Regierung. Und dieß führte zu ihrem Verderben, dadurch, daß die Preußen je länger je

mehr den teutschen Rittern abgeneigt wurden, und sich in den größten Städten wider sie, wider den teutschen Orden verbanden, und darauf in pohlnischen Schutz begaben. — Diesen Abfall eines Theils der Preußen von den üppig und übermüthig und unmenschlich gewordenen teutschen Rittern findet man nicht schöner und nachdrücklicher beschrieben, als in einer lateinischen Rede, die der ehemalige danziger Professor Wernsdorf zu dem 300jährigen Denk- und Dankfest wegen der Befreiung des westlichen Preußen von der Tyranney des marianischen Ordens der Kreuzherren verfaßte. *) Wernsdorf schildert dabei die vortrefflichen Tugenden und die tapfern Thaten, überhaupt die unsterbliche Ehre der damahligen Preußen, die sich nicht länger von dem teutschen Orden wollten untertreten, und zu Sclaven und Thieren herabwürdigen lassen. Doch ich will nun bei den Worten des ohnehin freimüthigen Wernsdorf stehen bleiben, und ihn selbst erzählen lassen, wie folgt:

Nach der für den teutschen Orden so verderblich abgelaufenen tannebergischen Schlacht, fehlte wenig, daß die übrigen teutschen Ritter an ihrer Sache gänzlich verzweifelt, und sie und alles aufgegeben hätten. Selbst der Gebietiger des danziger Schlosses, welches damahls eines von den stärksten, und eine Vormauer des Landes war, wollte aus Schrecken über den erlittenen Verlust, und aus Mangel guter Anschläge, sein Schloß den Danzigern einräumen.

---

*) Oratio saecularis in memoriam Prussiae ante CCC annos, excussa Ordinis teutonici dominatione, a Rege Poloniae Casimiro in fidem receptae, ac regno spontaneo accessu junctae etc. 1754 recitata a Gottlieb Wernsdorfio etc.

Die Stadt Danzig konnte sich also durch die Annahme dieses Vorschlags, konnte sich durch Besetzung des Schlosses und durch Benutzung der bedrängten Umstände des teutschen Ordens sofort von dessen harter Herrschaft befreien. Allein statt dessen schlug sie das Anerbieten des Schloßinhabers großmüthig aus, sprach demselben einen Muth ein, und erbot sich sogar, ihm mit Kriegs- und Mundvorrath an die Hand zu gehen. Zu gleicher Zeit besetzten die gemeinsinnigen Danziger das feste Wohnschloß des Ordenshochmeisters zu Marienburg mit ihren Truppen, und trugen durch solchen Beistand sehr viel bei, daß die Pohlen es nicht erobern konnten! — Ja, noch mehr, noch mehr that Danzig in Folge der besagten schrecklichen Niederlage, als die teutschen Ritter nicht nur ohne Volk waren, sondern nicht einmahl einen Botschafter nach Teutschland, um Hilfe anzusuchen, schicken konnten, weil die Pohlen alle Straßen besetzt hatten. Da versteckte sich ein Bürgermeister aus Danzig, Conrad Letzkov, in Bettlerlumpen, schlich sich durch verborgene Wege, und durch alle Wachten der Straßen, ging an die teutschen Fürsten, bat um Hilfe für den teutschen Orden, und erhielt sie. Durch diesen Beistand wurden die teutschen Ritter so gestärkt, daß die Pohlen einen Frieden, den bekannten Frieden zu Thoren, auf rühmliche Bedingungen für die Preußen schließen mußten. — Was nun diesem wackern, edlen Mann, der durch seine freiwillig übernommene und gefahrvolle Botschaft der geschwächten Macht der teutschen Ritter wieder aufgeholfen hat, für ein Dank, für ein Lohn zu Theil geworden ist, das werden sie, sagt Wernsdorf zu seinen Zuhörern, hernach erfahren. Es lautet S. 25 also:

„Es war in eurer Stadt (Danzig) ein tapferer und

weiser Bürgermeister, Conrad Letzkov, ein treuer und redlicher, und gegen den Orden dienstfertiger Patriot. Durch eine herrliche That, durch eine höchst gefährliche Gesandschaft hatte er der teutschen Ritter wankende Herrschaft nicht nur gestützt, sondern auch wiederhergestellt. Wegen dieser Verdienste stand er bei dem Hochmeister sehr in Gnaden, und überall in großen Ansehen. — — Als aber die Ritter die Vorrechte der Stadt Danzig schmählern, und unbillige Dinge begehren wollten, sah der edle Letzkov mehr auf die Pflichten seines Amtes, als auf die Gnade des Fürsten, und widersetzte sich männlich den Gegnern der Stadt. — Vergessen wurden nun Letzkov's unermeßliche Verdienste, ein Ende hatte die dadurch erworbene Gnade, und an deren Stelle trat der Haß vieler Ritter, ja, die Todfeindschaft des Gebietigers im danziger Schloß. —

Nach langen Streitigkeiten, schlug die Zwietracht in eine solche Flamme aus, daß der Hochmeister besorgte: dieser Zwist zwischen dem Komthur und der Stadt-Obrigkeit möchte zum gänzlichen Aufruhr ausschlagen. Er kam daher selbst nach Danzig, verglich die erbitterten Gemüther, und brachte es dahin, daß beide Theile, der Gebietiger dem Bürgermeister, auf billige Bedingungen, an heiliger Stätte, gleichsam vor den Augen des gegenwärtigen Gottes zum Zeichen wiederhergestellter Eintracht, den Handschlag geben mußte. —

Diesen erneuerten Freundschaftsbund nun, gleichsam durch einen nähern Umgang zu bestätigen, bat der Gebietiger darauf den Bürgermeister und noch ein Paar Rathsherren in's Schloß zum Gastmahl, mit der Versicherung: daß alles ohne Gefahr ablaufen sollte. Die ehrlichen Männer urtheilten von des Komthurs Gesinnungen nach ihren

eigenen, nach ihrer Redlichkeit, und gingen herzhaft ins Schloß. Ich sage, diese drei: Conrad Letzkov und Arnold Hecht, als Bürgermeister, und Barthold Groß, ein Rathsherr; denn es wäre unbillig, diese drei Märtyrer eurer (der danziger) Freiheit nicht namhaft zu machen, wagten es unerschrocken in's Schloß zu gehen. Beim Eintritt wurden sie von einigen Rittern höflich empfangen, und während man die Thore verschloß, — zum Gebietiger geführt.

Hier hob der treulose Komthur an, die drei danziger Rathsherren mit den ausgesuchtesten Schimpfworten und Schmachreden auf das heftigste zu schelten, zu schimpfen, und zu zerlästern. Er verwieß ihnen, das ihm mit Worten und Werken zuwider Gethane, — drohte auf's heftigste, und freute sich, itzt die Gelegenheit in Händen zu haben, wo er alle ihre Beleidigungen auf einmahl nach Würden vergelten könnte. Der rechtschaffene und unerschrockene Bürgermeister Letzkov verzagte vor des Komthur's drohenden und wilden Gesicht nicht im geringsten, und nahm Gott zum Zeugen: daß er nicht das mindeste treulos, oder aufrührisch begangen, und was er gethan habe, sey nicht aus Haß gegen die Obern, sondern aus Religion und Pflicht, und zum Besten der Stadt geschehen. Zugleich erinnerte er ihn des Handschlags, den sie einander so freundschaftlich, noch gestern, in der Kirche gegeben; wie auch seiner vormahligen Verdienste um den Orden.

Allein wo wüthende Leidenschaftlichkeit herrschet, fährt Wernsdorf fort, da hat alle Unschuld schlechten Schutz. Eine kleine Beleidigung verlöscht die größten Wohlthaten, die man Boshaften erwiesen hat; und bei Tyrannen ist

weder Treue noch Religion heilig. Umsonst that der edle Letzkov alle seine Vorstellungen. Umsonst berufte er sich auf Gesetze und Rechte. Im Gegentheil wurde der mordsinnige Komthur, bei dem Namen der Gesetze noch mehr erbittert. Was Rechte? Schrie er. Was Gesetze? Dieß ist euer Gesetz! — wobei er mit der Hand auf sich selbst zeigte. Diesem Gesetz solltet ihr gehorchen. Kurz, der Henker wurde geholt, den man zu dieser schon vorher beschlossenen Schandthat, aus Elbing verschrieben hatte. Und man befahl dem Henker, den drei rechtschaffenen und so angesehenen danziger Rathsherren die Köpfe abzuschlagen.

Allein der Henker erwiederte: Es stände ihm nicht frei, einen nicht verurtheilten Menschen zu ermorden, — und schlug es rund ab. Also wurden nun diese hochehrwürdigen und hochadelichen Helden von dem elendesten Henker, an Ehrfurcht gegen die Gesetze, an Menschlichkeit, an Mitleiden gegen die Unschuld, an Hochachtung gegen obrigkeitliche Personen, und an Abscheu vor einer Mordthat weit übertroffen! Der niederträchtige Mensch, (sagt Wernsdorf) der Henker, der sein Brod mit Blutvergießen zu verdienen pflegt, mußte einen Landpfleger belehren, was Recht, was Unrecht sey! —

Vielleicht werden sie, werden die Leser hören wollen, wie die teutschen Ritter, nach der Vermahnung dieses Lehrmeisters, des Henkers, klüger geworden, und in sich gegangen sind. — — Allein der ganz rasend gewordene Gebietiger, von den Rachefurien getrieben, befahl, den Scharfrichter fortzuführen, ihn mit Riemen zu peitschen, und hinauszustoßen. Und die unschuldigen Männer, die so bedeutenden danziger Bürgermeister nebst dem Rathsherrn Groß, als seine Gäste, ließ er an Händen und Füßen schlie-

ßen, und in abgesonderte Kerker werfen, damit sie auch des Vergnügens, des Trostes der Unterredung entbehren mußten. Den ganzen Tag und die halbe Nacht lagen die drei unter die Mörder Gefallenen im Finstern, nüchtern, matt, ungegessen, verlassen, an Aermen und Beinen gefesselt. Indessen zechten die Ritter. Um Mitternacht allererst dachten sie, von Wein und Zorn trunken, und von Völlerei rasend, an ihre Gefangenen.

Gebunden wurden die Unglücklichen herzugeführt, um das, was vorhin ein Henker, aus Abscheu vor der Schandthat nicht thun wollte, durch der Ritter Hände vollstrecken zu lassen. Letzkov und seine Unglücksgefährten wurden, sage ich, mit den Händen auf den Rücken gebunden und mit geknebelten Mäulern herzugeführt, so daß sie weder der Menschen Hilfe anrufen, noch beim Sterben ihre Seele Gott befehlen konnten. Der ganze Schwarm der Besoffenen fiel über die drei Schlachtopfer her, und stieß sie durch viele Stiche von Degen und Messern danieder, statt daß ein Henker mit einem Hieb zufrieden gewesen wäre. Der Rathsherr Groß hatte siebzehn, der Bürgermeister Hecht sechzehn, Letzkov aber zehn Wunden empfangen; und dem Letztern wurde endlich auch noch die Kehle abgeschnitten. Welch ein wildes und schreckliches und grausames und tigerartiges Verfahren! Vor solcher höllischen Willkühr und gesetz- und rechtlosen Gewaltübung, vor solcher satanischen Schwarz- und Schandbüberei bewahre Gott uns und unser Land und die ganze Christenheit! — War es da ein Wunder, daß Danzig und der größte Theil Preußens von den teutschen Rittern abfiel, und sich an Polen ergab? Wie wollten und konnten sie solche Oberherren ertragen? — —

Ich kann Wernsdorf'n und seine herrliche Denkrede nicht verlassen, ohne daraus noch eine Stelle in Betreff dieses Abfalls Preußens von den teutschen Rittern anzuführen. „Wenn Preußen, heißt es S. 39 ꝛc. gewollt hätte, so konnte es die durch seine Tapferkeit errungene Selbstherrschaft auch für sich selbst behalten. Aber eben hier zeigte sich der erhabene Geist, und die wundernswürdige Großmuth der damahligen Preußen auf's klärste. Was ist nehmlich ein deutlicheres Merkmahl eines erhabenen und großen Geistes, als die Verachtung dessen, was die Meisten bewundern und begehren? Kann wohl eine seltenere Großmuth gefunden werden, als diejenige, welche Regierungen und Herrschaften fahren läßt, und den Zepter lieber Andern übergibt? Denn es ist gar nicht wahrscheinlich, daß die von dem teutschen Orden abgefallenen Preußen, aus Kleinmuth und Blödigkeit, oder aus irgend einem Mißtrauen in ihre Macht, oder in ihre Tapferkeit, oder aus Furcht vor den ungewissen Glücksfällen sich entschlossen, zu gehorsamen, und einem andern Herrn zu huldigen.

Was hätten denn diejenigen fürchten sollen, deren Brust schon dem Tod gewidmet war? Die sich oft erklärt hatten, daß sie lieber in der Schlacht, als auf den Foltern der Ritter sterben wollten? Welchen Feind hätten sie scheuen sollen? Etwa die Ritter? Deren Güter sie doch schon in Besitz genommen, denen sie schon ihre Schlösser entrissen, die sie schon von allem Gefolge der Söldner und der Bürger entblößt, und aus dem Land getrieben hatten? Irgend den vaticanischen Bannstrahl? Wie? Wenn sie ihn gar verachtet hätten? Etwa den Kaiser Friedrich? von dessen Langsamkeit nichts mehr, als irgend ein drohender Brief, oder eine klägliche Gesandschaft

zu besorgen war? Vielleicht die Hilfe teutscher Fürsten? Es war ja ungewiß, ob diese Hilfe erfolgen, und wenn sie ja erfolgte, noch viel ungewisser, ob sie auch siegen würde?

Warum hätte aber eine so große Landschaft, die Mutter so vieler tapfern Männer, und die so reich und vermögend war, gegen ihre eigenen Kräfte mißtrauisch seyn, und sich für unvermögend halten sollen, den Krieg mit den Kreuzherren auszuhalten? Eine Landschaft, die mit fünf und zwanzig Städten blühete, und mit sechzig Schlössern befestigt, und mit 20,000 Dörfern bevölkert war? Hätte die so niederträchtig in Betreff ihrer denken, und nicht eben das von sich hoffen sollen, was vor hundert und vierzig Jahren drei oder vier der kleinsten und ärmsten Kantons in der ganzen Schweiz vermogt hatten? Kantons, die keine berühmte Stadt, kein Schloß besaßen; Kantons, die sich auf nichts, als auf ihre Dürftigkeit, auf die Rauhigkeit ihrer Berge, und auf ihre gute Sache verlassen konnten; die von der Wuth ihrer Voigte und Amtleute gedrückt, nicht nur von der österreichischen Herrschaft, sondern von dem ganzen teutschen Reichskörper abfielen, und ihre Freiheit und Sicherheit mit den Waffen glücklich und glorreich verfochten hatten. Konnte wohl der teutschen Ritter Macht den Preußen größer bedünken, als das Vermögen von ganz Oesterreich und ganz Teutschland? Sollte ihnen Preußen schwächer vorkommen, als drei oder vier Kantons voll Schweitzerbauern?" Kurz, Preußen fiel zwar von den harten und grausamen und stolzen Kreuzherren um die Mitte des 15ten Jahrhunderts ab, aber indem es seine Freiheit nicht für sich benutzte, sondern sich in den Schutz des benachbarten Königs von Pohlen, Casimir

des Vierten begab, zeigte es aller Welt, daß bloß die unerträgliche Tyranney des teutschen Ordens es zu diesem Schritt, zu] diesem Bund und Abfall gezwungen hatte.— Sollte, durfte Preußen es nicht? Wie? Sind denn Völker keine moralischen Personen, die so gut, als einzelne Menschen, Selbstpflichten nicht bloß haben, sondern sie auch beobachten und ausüben sollen? Warum läßt man es bis zu dem schrecklichen Zustand kommen, wo die heilige Noth und Pflicht der Selbsterhaltung eintritt? Es werde Licht und Recht auf dem Erdkreis, und alle Willkühr und Gesetz- und Rechtlosigkeit habe ein Ende!

Etwas über die neue Pest der Welt, Klugheit genannt.

Klugheit ist keine Bildung, ist keine Wissenschaft; ist keine Sittlichkeit; sie wird aber leider! alle Stunden damit verwechselt, zumahl wenn die Klugheit wohlhabend und reich, und in einem modischen Anzug erscheint. Klugheit ist nichts weiter, als Klugheit, als ein kluges, künstliches, gehaltenes, verstelltes, gefärbtes, leichtes Wesen, das die Menschen mit Andern und mit sich selbst, so wie mit Sachen und Geschäfften klug umspringen läßt, und dadurch kluge, gewandte Leute aufstellt! Ist das die menschliche Bestimmung und der Zweck der so genannten gelehrten und gemeinen Aufklärung und Bildung? Sind Leute, aus denen Andere nicht klug werden, und die selbst aus sich und ihrem Innern und eigentlichen Wesen und Lebenszweck nicht klug werden, die wahren? Sind Leute, die vor aller Klugheit und Kunst von sich und der Natur abkommen, und kaum noch wissen, was natürliches und inniges Wesen ist, die rechten? Soll es solche kluge, und bloß kluge Menschen geben? So wenig, als böse Menschen, als böse Buben. Recht und gerecht, wahrhaftig und aufrichtig, gut und vernünftig sollen die Menschen seyn, sittliche Personen, bei denen

die Wahrheit und das Gewissen und die Pflicht vor der Klugheit und der Sinnlichkeit und ihrem ganzen saubern Gelüste vorwalten. Was sollen falsche, gleisnerische Kunstmenschen, listige Schleicher, gezierte Schauspieler, Leute, die im Reden und Thun sich geschickt drehen und wenden, und nach Beschaffenheit der Umstände und der Personen alle Farben und Gestalten und Rollen annehmen? Die Staaten und die Welt verderben? — Wenn sie nur recht klug sind, denken die Menschen, wenn sie nur recht klug reden und thun und aussehen, — dann sind sie alles, was sie seyn sollen, und verdienen alle Ehren und Ehrenstellen und alles Glück und alles Wohlseyn. Ja, wenn die Menschen keine andere Bestimmung hätten, als kluge, fein und artig abgerichtete und schön übertünchte Wesen zu werden, Wesen, welche die Augen und die Gesichter und die Gebehrden und die Zungen hübsch halten, damit das Innere und das Eigentliche nicht verrätherisch herauskommt. —

Zwischen Klugheit und Sittlichkeit oder ächter Menschenbildung ist derselbe Unterschied, wie zwischen Wahrhaftigkeit und Lug und Trug. Eben so ist zwischen klugen und bösen Buben kein anderer Unterschied, als zwischen Hehlern und Stehlern. — Die Welt ist mit klugen und bösen Wichten zu sehr überhäuft, und kann darum nicht länger bestehen, wie es denn auch weder vorwärts, noch rückwärts mehr mit der Welt geht, und eine immer größere Stockung allenthalben, selbst in der Natur, in der nach der Welt und ihrer Beschaffenheit sich richtenden Natur eintritt. Was soll da werden? Wo soll das hinaus, wenn die Menschen, die Aftermenschen nicht vom Klugen und Bösen ablassen, und zum Wahren und Rechten und Guten, zu ihrer Bestimmung und zu

Gott umlenken? Alle Laster walten frei; nichts ist heilig, und nichts Heiliges wird geschont; Kirchen, Altäre und ihre Diener erfahren immer gemeinere Schicksale, und der Himmel selbst nimmt immer weniger Rücksicht, und seine Blitze zünden, töden und zerstören ohne Unterschied. — Denn nur das Sittliche, und nur der sittliche Mensch ist heilig, und der Achtung und Schonung werth und würdig; und wird auch vom Schicksal und von Gott ausgezeichnet und erhoben, in der Welt, oder in der Weltgeschichte ausgezeichnet und erhoben, selbst wenn alle Klugen und Bösen das Sittliche und den sittlichen Mann gemein und schlecht machen wollen. Was nicht sittlich, was nicht eine sittliche Person ist, hat keine Würde, und gehört unter die Sachen, unter die Dinge; und der Dinge bedient sich Gott bloß als Mittel für seine Zwecke, und für die Selbstzwecke, für die sittlichen Wesen, um derer willen die Welt da ist. — Mir selbst und jedem Sittlichen ist durchaus nichts achtbar und würdig, als das Sittliche, als eine sittliche Person. Aber, hilf Herr! die Heiligen haben abgenommen, und der Sittlichen ist wenig unter den Menschenkindern. — Doch gern, gern, und gewöhnlich setzen sittliche Personen auch Sittlichkeit bei Andern und bei denen voraus, mit welchen sie Verkehr und Umgang pflegen, mögen sie auch tausend Mahl sich betrogen, und statt Sittlichkeit, bloß Klugheit und wohlklingendes Geschwätz und geheucheltes Wesen erfahren haben. Nur ziehen sich deshalb die Sittlichen gern zurück, und bilden die Stillen im Land, die unsichtbare Kirche, die Gemeinde Gottes auf Erden. — Soll man achten und hochachten, was nicht zu achten ist, was keine Würde an und für sich hat, das bloß Kluge? Das kann der sittliche Mensch nicht einmahl, wenn er gleich

wollte. Er tritt lieber zurück, ja, leidet, duldet, erträgt, und hält sich an sein Inneres und an die Tugend und an Gott, die ihm statt alles andern dienen, und Trost und Muth verleihen. Ist nicht auch Gott gerecht, und ein gerechter Richter und Vergelter im Schicksal?

Bei dem vielen und langen Klugseyn und Klugreden und Klughandeln der Menschen im Haus- und im Staatsleben hat man endlich gewisse Regeln und Sätze und Erzsätze der Klugheit gewonnen und angenommen, ja, eine ganze Klugheitskunde, eine ganze Klugheitslehre und Klugheitskunst mit besondern Griffen und Pfiffen und Vortheilen erbeutet. Diese neue Kunde und Kunst der Klugheit, die ohne Unterlaß bereichert und vervollkommnet wird, ist die höchste und letzte, und ihre Leistungen gehen über alles Gewöhnliche, selbst Natürliche hinaus, und in das Zauberische und Wunderbare. Kraft dieser neuen Klugheitskunst richtet man so ziemlich, wie durch die alte Schwarz- und Teufelskunst —, alles mögliche in's Werk, zumahl wenn man ein rechter Meister der Klugheit ist, und sich noch obendrein mit andern großen Klugschmieden zu gemeinschaftlichen Wunderthaten verbindet. Einer solchen vereinten Erzklugheit muß dann freilich alles weichen, muß die Natur mit dem Schicksal und dem Himmel, müssen die Elemente mit dem Wetter, müssen die Götter mit ihrem Willen und Plan, müssen alle Völker und Köpfe mit ihrem ewigen Geist und Streben und Dichten und Trachten weichen, und als geringe Mittel zu klugen Zwecken dienen. Wer und was sollte der ganz ausstudirten und erstaunlich hoch getriebenen Klugheitskunst der Zeit, als einer neuen Sonne, worein man nicht sehen kann, widerstehen und unmöglich seyn! — Macht diese entsetzliche Klugheit und

Klug-

Klugheitskunst nicht, kraft ihrer Berechnungen alles zu einer Maschine? springt sie nicht wenigstens mit allem, wie mit einer Maschine um? arbeitet sie nicht an der Welt und an der Zeit und deren Geist und Gang und Fortgang und Rückgang und Stillstand, wie an einer Uhr, wie an einem Räderwerk beliebig herum? ordnet sie sich nicht alle übrige Kunst und Wissenschaft und Weisheit und Meinung willkührlich unter? ist sie nicht mit ihren Zwecken und Planen und schwarzen und weißen Zielscheiben überall da und vorn weg und oben auf? Wer, was sollte gegen eine solche, zumahl vereinte Klugheit und Klugheitskunst gelten und bestehen? Und was sollte auch da noch nöthig seyn, wo eine solche Klugheit waltet, und alles samt und sonders berechnet und befaßt und beobachtet, und vorläufig auf dem Papier und in Gedanken sich unterwürfig macht? Wozu da alles andere, alle außerklugheitlichen Dinge und Kräfte und Mächte und Gesetze und Zwecke und Himmelsverfügungen? Wer konnte sonst wider Gott und Novogrod? Und wer kann jetzt wider Gott und die neue Klugheit? Möge es nur mit unserer gewaltigen Klugheit und Klugheitsmacht nicht gehen, wie mit dem alten stolzen Novogrod!

Geht es mit dem neuen Klugheitsthum, wie mit dem übermüthigen Novogrod, verfällt Europa noch mehr, geräth Europa in noch ärgeres Unglück und Verderben, so verschuldet dieß meist die neue vermessene Klugheit und Klugheitskunst, als welche alle Sittlichkeit und Menschlichkeit und Gemeinsinnigkeit und Vaterlandsliebe, wie ein Ungeheuer, wie eine Pest, je länger je mehr verschlingt. Alles Höhere und Bessere, alles herrliche Treiben und Leben aus Gott, wie könnte es vor der kalten, selbstsüchtigen,

herzlosen Klugheit gedeihen, oder erſprießlich für die kluge Welt wirken? — Das Kluge, das Klugſeyn und Klughandeln, hat aber, wie das Böſe und Böſeyn und Böshandeln, ſeine ſchädlichen Folgen, da der Kluge, wenn er auch nicht ganz bös handelt, doch das Gute, doch viel Gutes, das er wirken könnte, unterläßt. Der Kluge beneidet und beeinträchtigt, wie der Böſe, den Guten, und das, was er hat und ſchafft und ſchaffen will, unbekümmert, ob es nützlich, oder ſchädlich, ob der Gute ein Engel, ein Heilsſtifter iſt, der und deſſen Werk alles Glück und alle Beförderung verdient. Wie der Böſe kehrt ſich der Kluge gegen das meiſte Gute und Beſſere, und von dem Klugen iſt für das allgemeine Beſte, iſt für die Menſchenheit, für die Vervollkommnung des bürgerlichen Lebens und Zuſtandes, iſt für zeitgemäße Staatsverfaſſung und Volksfreiheit wenig oder nichts zu erwarten. Man höre nur, wie ſich die Klugheit der Zeit überall, in Geſellſchaften und Vereinen und Ständekammern und Volks- und Gemeindeverſammlungen, ſo wie in den öffentlichen Blättern, wo ſie Sitz und Stimme hat, äußert; wie ſie ſich ſelbſt, und Andere zurückhält, wie ſäuberlich und mäßiglich und umſichtig ſie verfährt. Mäßigung und Rück- und Vor- und Nebenſicht zur Rechten und zur Linken, und Untheilnahme oder Scheintheilnahme — ſind der Klugheit am gewöhnlichſten und liebſten. Was ſteht da vom Klugen und von der Klugheit und ihrer Heuchelei zu erwarten?

Was iſt zu erwarten, wo Jeder klug für ſich und Gott für Alle iſt, für Alle ſeyn ſoll? Gott iſt aber nicht da und nicht dafür, wo Jeder, und daß Jeder für ſich iſt, Gott iſt w i d e r die kluge Selbſtſucht, und richtet ſich mit dem Schickſal nach unſerer Klugheit, nach dem, was wir

kluger Weise sind und betreiben. Da nun heutzutag alles ungemein klug ist und ungmein klug gemacht wird, was für eine kluge und besondere Welt und Geschichte muß noch die unserige werden! So klug scheint noch alles herauskommen zu wollen und zu sollen, daß wir vor überschwenglicher Klugheit nicht weiter können, und daß die Natur und die Naturgewalt wird eingreifen, und uns und unsere Klugheit und Kunst ablösen müssen. — Eine bloße Klugheitsgeschichte ist und bleibt immer eine falsche, und zum Theil schreckliche Geschichte, und endet auch falsch und schrecklich, so im Großen, wie im Kleinen, so in Bezug auf die klugen Häuser, wie auf die klugen Staaten. — Für *alle* klugen Streiche und Tücken und Ungerechtigkeiten, die man Andern erweißt, ertheilt das Schicksal Klappse, Schläge und zwar nach Verhältniß des gestifteten klugen Unrechts und Schadens. Oder wähnt man närrisch, das klug verübte Böse habe andere Folgen, als das plump und grob gethane Böse? Da stößt man eben auf der Klugheit schönen Wahn, wonach man nur alles Böse klug und fein thun, so klug und fein thun darf, daß es nicht gemerkt wird und auffällt und an den Tag kommt. Und soll auch dermaßen klug und arglistig gethanes Uebel etwas, oder doch viel zu bedeuten haben? Es war ja klug, und klug gethan! Es hatte ja alle Klugheitslehre und Klugheitskunst, und die Klugheitsgeschichte der Welt und des Tages für sich! —

Unser und der Welt unseliger Zustand verräth die herrschende Klugheit und kluge Thorheit, verräth, daß das Schicksal das Kluge, wie das Böse bestraft, verräth, daß das Schicksal gegen alle klugen Streiche durch Streiche anderer, und oft gleicher Art verfährt, ob man schon häufig

diese vergeltenden Schicksalsstreiche nur für gewöhnliche Zufälle hält, und gar nicht auf die bewiesenen Tücken und klugen Missethaten bezieht. Desto besser kennt das Schicksal und die im Schicksal wirkende Vorsehung die Ursachen dieser Streiche und Züchtigungen. Eben darum wird durch alles kluge Nichtachten und Nichtbeziehen widriger Begegnisse nichts gehindert, nichts aufgehalten, sondern die ewige Natur, die ewige Zucht des Schicksals geht ihren Gang, und verfolgt den göttlichen Zweck, durch gerechte Vergeltungen, durch dem Klugen und klugen Schadenstiften gemäße Erwiederungen, und wenn diese nichts fruchten, durch immer stärkere und angreifendere Streiche und Stöße und Verluste das Herz und das Gewissen zu erschüttern, und dadurch und durch erregte Aufmerksamkeit und Besonnenheit das Klugheits- und Sündlichkeitsbekenntniß herauszubringen: „Das haben wir da und dort, — an diesem und jenem, — das haben wir an unserm Bruder Joseph verschuldet!" — Heil denen, welche dieses Schuldbekenntniß, diese Beichte des reuigen Gewissens entweder nicht nöthig haben, oder bei Zeiten ablegen, und bei Zeiten vom Klugen und Bösen zum Sittlichen und Guten sich wenden, ehe sie durch die stärksten Schläge der göttlichen Zucht dazu gezwungen, oder aus der Zahl der hier Lebenden getilgt werden! Denn Gott läßt, wie ein Freund dem weisen Sadi bemerkte, die Gottlosen nicht nur oft schlafen, sondern auch eben so oft sterben, damit die Frommen Friede haben. —

So hilft alle Klugheit vor Gott und dem Schicksal nichts, und erliegt ihren unvermeidlichen Folgen. Denn Gott und sein Schicksal sind nur weise und gerecht, aber nicht klug; und eben darum hilft alle Klugheit, die klei=

ne, *mittlere* und große, vor Gott nichts. Da gleichwohl die Welt sich nicht bekehrt, und dem Klugen und Bösen entsagt, sondern auf Kosten des Sittlichen immer noch klüger wird, wie soll das enden? Wird Gott endlich nachgeben, und sich nach uns und unserer Klugheit richten, und sie für Sittlichkeit und Gerechtigkeit, für ein Verdienst, wie unter uns, — gelten lassen? Oder wird uns alles Kluge und jeder kluge Ausweg nichts helfen, wird uns etwas Anderes übrig bleiben, als Gott und seine Eigenschaften zu erfassen, und gut und vollkommen zu werden, wie Gott es ist? — Kostet es denn mehr Mühe und Zeit, gut und rechtschaffen zu werden, als klug und bös? Unter den erforderlichen Bedingungen eben nicht mehr, ja, noch weniger. — So höret denn, die ihr Ohren habt zu hören! So irret euch denn nicht, Gott läßt sich nicht spotten! So vernehmet denn, daß Gott mit dem Klugen nicht anders, als mit dem Bösen sich versöhnen läßt, nicht anders, als durch Verwandlung des Klugen und Bösen und der Klugen und Bösen in Gutes und in Gute! — So erhebet euch denn Hohe und Niedere von der Klugheit und von der klugen Kirchlichkeit zur Sittlichkeit, zur Recht- und Gerechtigkeit, zur Wahrhaftigkeit und Gewissenhaftigkeit des Worts und Wandels, und beuget so vor, daß nicht, (um eine Stelle der dritten Mittheilung zu wiederholen,) das Schicksal und sein Gericht über die Zeit kommt, und die Wahrheit meiner Lehre bestätigt! — Wer Ohren hat, zu hören, der höre!

Wie ich zu diesem Aufsatz komme? Oder wie dieser Aufsatz von mir kommt? Aus ganz natürlichen Befugnissen und Ursachen. Sollte Jemand von klugen und bösen Wichten mehr gelitten haben, als ich? Und sollte ich bei

meinen ungeheuern Erfahrungen der Klugheit und Bosheit nicht so schreiben, wie ich eben geschrieben habe? Es ist kaum glaublich, wie sehr ich schon von klugen und bösen Buben geplagt worden bin, und ich muß mit der Herausgabe meiner ganzen Lebensgeschichte eilen, ehe die Augen- und Ohrenzeugen sich vermindern, sonst könnte sie, sonst könnte mir gar nicht recht geglaubt werden. Aber welch ein bedenkliches, welch ein schlimmes Zeichen der Zeit, wo ehrliche und rechtschaffene Männer, unter die man mich allgemein rechnet, geplagt werden, und ihr Leben mit Seufzern führen! Will man sie höllenartig und langsam tödten? oder von einem Ort und Land zum andern, wie Wild, hetzen? Das Erstere kann in Betreff meiner Statt finden, aber das Andere durchaus nicht mehr, sollte es mir auch wie dem griechischen Sokrates, oder wie Johannes dem Täufer, oder dem Jesus von Nazareth ergehen. Ich schäme mich sogar, daß ich vor denen, die mich bisher um meiner freimüthigen Schriftstellerei und Lehre willen, gehaßt und angefeindet und verfolgt haben, auch nur einen Schrit gewichen bin. Um so fester werde ich nun stehen, und meinen Widersachern furchtlos die Stirne bieten. —

Selbst von meiner eigenen verstorbenen Schwiegermutter ist mir, um nur einen bestimmten Fall anzuführen, eine große Plage bereitet worden, „dadurch, daß sie einen Theil des auf ihre Tochter gekommenen Vermögens den Kindern ausgesetzt, und um dessen sichere Unterbringung die Behörde gebeten hat.“ — Ob die Frau von Breitenbauch dieß aus Mißtrauen gegen mein Schicksal und gegen Gott, — oder aus Rache für meinen mehrmahligen Tadel ihrer lockern Wirthschaft gethan hat, weiß ich nicht. In jedem Fall ist es eine unsittliche und un-

glückliche Grille, die mir und meiner sel. Gattin unsäglichen Verdruß und Aerger und selbst einen Schaden von mehr als 200 Thalern bisher verursacht hat. *) Wie nöthig hätte ich diese 200 Thaler für meine Kinder und ihre Erziehung gehabt! — Daher verwünschen mit mir auch meine ältern Kinder diese heillose Grille, und fürchten mit Recht, daß sie ihnen je länger je mehr Schaden zufügen werde. Und ich fürchte es nicht nur, sondern sehe es auch als gewiß im voraus. — Aber ehe ich diese unseligen Folgen abwarte und ertrage, will ich lieber das unglückliche Geld, (3750 Thaler) oder dessen mir gehörige Zinsen dem Staat abtreten, und ihn weiter und ganz für meine Kinder sorgen lassen. Was kann ich Anderes und Besseres thun, da man die unsittliche Grille bis jetzt nicht nur nicht ausgestrichen, sondern sogar eine Vormundschaft für meine Kinder darauf begründet hat? Soll ich mich bis an mein Ende, und zugleich meine armen Kinder durch eine solche Grille plagen lassen? Und soll ein rechtschaffener Mann, ein Philosoph, ein Weiser wegen eines kleinen Vermögens seiner Kinder, das zu ihrer Erziehung weder halb, noch ganz hinreicht, einer Vormundschaft bedürfen? Soll ich, der ich doch das

*) Das O. L. G. zu N. hat sich selbst an dem Geld meiner Kinder in so fern vergriffen, daß es davon 1000 Thlr. in 20 Xr. mit einem Agio von 15 Thlrn. ohne Noth ausgewechselt hat. Welch ein, von mir nicht mit berechneter Schaden, da seitdem das Agio für 1000 Thlr. 20 Xr. bis auf 40 Thlr. und oft darüber gestiegen ist! Und die 15 Thlr. Agio liegen noch überdieß seit einigen Jahren beim Rath zu Plauen nutz- und gleichsam herrnlos, und machen mir Aerger, so oft ich nur daran denke. —

Meiste und Beste für meine Kinder thun mußte und muß; soll ich, der ich der strengsten Ehrlichkeit und Gewissenhaftigkeit gehuldigt habe; soll ich, der ich zu meiner Unterhaltung und Zufriedenheit weniger brauche, als der Geringste im Volk, soll ich, oder meine Familie einer Vormundschaft bedürfen? Wer ärgert sich nicht mit mir über die lächerliche Grille einer alten Frau? Und wer billigt es nicht, wenn ich lieber zu den äußersten Maßregeln schreite, als mir diese Grille länger gefallen lasse, zumahl da ihre Folgen nunmehr auch für meine armen Kinder immer nachtheiliger zu werden anfangen? —

Viele Kluge und Böse mögten meiner Aufsicht und Vormundschaft bedürfen, aber ich, der ich nie Andern Unrecht und Schaden gethan habe, und thun werde, und am wenigsten meinen Kindern thun werde, — ich bedarf durchaus und schlechterdings keiner Aufsicht und Vormundschaft. — Und wie gut wäre es selbst für meine Schwiegerältern gewesen, wenn sie mich, oder einen ehrlichen und rechtschaffenen Mann zum Aufseher, zum Vormund gehabt hätten! Dann wäre ihr sehr ansehnliches Vermögen besser zu Rath gehalten worden, und nicht nöthig gewesen, ihre Tochter an einen Bürgerlichen zu verheurathen. Ein adeliger Schwiegersohn wäre auch in keinem Fall geplagt worden, mich aber, als ein Bürgerlicher, bin geplagt worden, ob mich gleich meine Schwiegerältern für einen sehr guten Wirth gehalten und erklärt haben. — Doch ich will noch von der Geschichte meiner Schwiegerältern und ihrer zu W... auf eine unverantwortliche Art außer Acht gelassenen — — Tochter, und von meiner Verheurathung mit dieser großen, edlen, musterhaften Dulderin aller Schicksale — schweigen, und lieber mich nochmahls

an die *unabhängige* — und *weise* Landesregierung in Dresden, oder an Se. Majestät, den gerechten König wenden, und um Vernichtung der unglücklichen, und meinen armen unschuldigen Kindern verderblichen Grille ansuchen, — aber auch Gott bitten, eher meinem Leben auf Erden ein Ende zu machen, als daß Kluge und Böse mittelbar — — und unmittelbar mich fort und fort plagen, und durch mein weit und breit auffallendes Beispiel *immer Mehre von dem Glauben an Gott und an die Tugend und deren gute Folgen ganz abschrecken sollen.* Wenn's sittlichen und rechtschaffenen Menschen so geht, wie es mir bisher ergangen ist, wer soll und kann da Lust haben, und Lust behalten, gut und *sittlich* und gerecht zu seyn und zu leben? Und muß es da *nicht* zusehends *schlimmer*, und *die Wirkung alles Predigens und alles Gottesdienstes und des ganzen kirchlichen Wesens in unsern Ländern vollends bis auf den letzten Rest zerstört werden?* Herr des Himmels und der Erden! laß nicht das Böse und die Bösen durch mein Beispiel und Schicksal triumphiren, sondern das Gute und die Guten, indem Du mir, deinem innigen Verehrer hilfst und aufhilfst, und meine Feinde, wie mir ein sehr ehrwürdiger Greis immer wünscht, zu Schanden machst! — Doch was auch mein ferneres Loos ist, ich bleibe Gott und der Tugend unverbrüchlich treu bis in den Tod, und eher wird die Sonne von ihrer Bahn weichen, als ich von den Grundsätzen der Redlichkeit!

Heynig.

Kurzer Abriß der Geschichte meines Lebens und Schicksals.

Fortsetzung.

Berlin.

So war ich denn in Berlin, in Preußens großer, glänzender Königsstadt! So sah ich mich aufeinmahl aus der Schule in die eigentliche und geräuschvolle Welt versetzt! So eröffnete sich mir ein neuer, ein unübersehlicher Schauplatz, wo es allerlei zu sehen, und selbst zu lernen gab, eine neue, eine bunte Schule! Sollte es, dem Schicksal zu Folge, mit mir so kommen? Sollte ich nun ein Beobachter der Welt und der Menschen werden, sollte ich sehen und wahrnehmen, wie die Menschen in der Welt, in der großen, feinen Tageswelt sind und handeln, und selbst so seyn und handeln lernen? Oder sollte ich die Menschen und die Welt lediglich kennen lernen, um, nach der Wissenschaft der Natur und der Geschichte und der Vernunft, zu ermessen: ob die Menschen heutzutag anders und besser, ob sie weiter, ob sie fortgeschritten, ob sie wohl gar sind, was sie seyn sollen, und was sie auch, kraft ihres freien und himmlischen Geistes seyn können, — sollte ich das nur ermessen, um dadurch, um durch Vergleichung der Tages- und Zeitgeschichte mit der frühern und ältern Geschichte, —

und durch Beziehung aller mir bekannten Geschichte auf die Wissenschaft des Menschen in der Natur und Vernunft — meine gelehrte Bildung zu vervollkommnen, und allseitig zu machen? Oder sollte ich gar, wenn die Ergebnisse meiner Beobachtung und Ermessung und Vergleichung der heutigen Welt dem hohen Stand der Zeit und der Vernunft und der Wissenschaft nicht entsprächen, die Menschen darauf hinweisen, und durch schriftliche Belehrungen zur Fortschreitung und Ausgleichung und Vereinigung ihres Wissens und Thuns zu bewegen suchen? Ob ich auch das Letztere, ob ich auch in diesen schweren Beruf eingehen sollte, das mag aus meiner fernern und ganzen Geschichte des Lebens und der Bildung erhellen.

Vom vielen Lernen in den gelehrten Schulen ermüdet, und mit allerlei Wissen fast überladen, wollte ich nicht recht an das neue und sonderartige Lernen in der großen, handelnden Welt gehen, sträubte ich mich gegen die Annahme des grund- und gehaltleichten Unterrichts in der glänzenden Welt- und Modeschule, und hätte gern die Weltkenntniß und die Welt selbst, wie einst der Prophet Jonas seine Sendung nach Ninive, — umgangen, und in der Einsamkeit das gewohnte stille, ungestörte Leben und Denken und Schreiben fortgesetzt. Allein ich mußte, ich mußte aus der Studier- und Bücherstube, und in die werkthätige Welt des Lebens eintreten, und mich mit ihr gewisser Maßen befreunden; denn ich bedurfte bei meiner Lage der Welt und der Menschen und ihrer Beihilfe. Ich wollte nicht nur leben, leiblicher Weise mich erhalten, sondern auch von meinem vielen und langen Studiren Nutzen ziehen, wollte die Früchte des bisherigen Fleißes einernden, wollte eine Anstellung, eine Ehrenstelle

erlangen, und dann eine dem und mir gemäße eheliche Verbindung zu treffen suchen. War das alles auch nicht recht und natürlich? Und strebt nicht jeder Gelehrte in gleichen Jahren und Lagen nach dem Amt- und Hausstand? Ohne dieses Streben, und ohne die Liebe zu schriftstellerischer Wirksamkeit und Auszeichnung würde mich das Schicksal umsonst und ohne Nutzen in die große und kleine Welt geführt haben. Auf die Art aber, und beim Mangel an eigenem Vermögen mußte ich durch Umgang, durch Verkehr, durch allerlei Berührungen mit den Menschen und der Welt sie kennen lernen, mußte sie um so mehr und besser kennen lernen, je stärker und heftiger und leidenschaftlicher ich strebte, etwas in der Welt zu erlangen und vorzustellen. Wie oft und wie arg stieß ich dabei und darüber mit Andern und ihren widerstrebenden Neigungen und Leidenschaften zusammen! In wie viele Händel und Verwickelungen und Unannehmlichkeiten gerieth ich dadurch! Wie sehr wurden mir bei diesem großen und langen, noch nicht beendigten Aufkampf in und mit der Welt die Herzen und Gedanken der Menschen offenbar! Wie unerwartet uud oft wie schrecklich schloß sich mir da ein menschliches Inneres nach dem andern auf! Und da ich, dem eben gegebenen Wink zu Folge, in meinen weltlichen Strebungen und irdischen Glücksversuchen immer nicht glücklich war, und doch auf Geheiß Gottes und meiner Natur es werden wollte und sollte, — und darum nicht nachließ, und einen Glücksversuch um den andern und an einem Ort nach dem andern machte, so erlangte ich unvermerkt, fast wider Wissen und Willen die nöthige, die unentbehrliche Menschen- und Weltkenntniß, und in einem immer weitern Grad und Umfang, erlangte ich, kurz ausgedrückt, allmählig vielleicht nicht weniger Men-

schen- und Weltkenntniß, als ich vorher Schulwissenschaft und Schulbildung erlangt hatte. Es bemerkte mir einst auch Jemand, — als ich in einer gewissen wichtigen Sache vor Anderer heimlichen Widerständen und Ränken, das Ziel nicht erreichte, und mißvergnügt darüber war! „Sie kommen doch dadurch auf eine höhere Stufe der Bildung der Menschen- und der Weltkenntniß, was wollen Sie mehr?" — Das hieße wahrscheinlich: Sie werden schon endlich klüger werden, und klüger zu Werk gehen, und dann auch in künftigen Fällen ihren Zweck erreichen. — Ja! wäre ich, wie Andere gewesen, oder geworden; wäre ich je länger je klüger, und je weniger sittlich geworden; hätte ich gleich Andern gedacht, und meine Erfahrungen von den Menschen und der Welt auf eine kluge und listige und ungerechte Art für mich und meine Zwecke benutzt. Das that ich aber so wenig, und alles Kluge und Böse und Ungerechte, das mir von andern widerfuhr, machte mich so wenig selbst klug und böse und ungerecht, daß mir, im Gegentheil auf meine und die ewigen Grundsätze der Wahrheit und der Tugend gestützt, alle diese Kenntnisse und Entdeckungen und Aufschlüsse in Betreff der Menschen und ihrer gewöhnlichen, und ihrer klugen Denk- und Handelnsart sehr zuwider und ärgerlich, ja, zuweilen entsetzlich waren, und Herz und Verstand zum Stocken brachten. — Wie gern, wie gern hätte ich die Menschen und die Welt anders und besser gefunden, so gefunden, als ich es von der Schule her wußte, und als ich es selbst, und nach mir dachte, daß die Menschen wären und handelten! Wie gern, wie gern hätte ich die Menschen anders und besser gemacht, wie sie nach meiner und ihrer Vernunft und deren rechten Gebrauch seyn sollten, und könnten! Wie gern, wie gern

hätte ich die Menschen und der Menschen Thun mit ihren klugen und guten und schönen Worten und ihrem äußerlichen Wohlschein und höflichen Wesen in Uebereinstimmung gebracht, und zur Wahrheit und Wahrhaftigkeit und Rechtheit des Lebens und Wandelns geleitet, — wie gern, wie äußerst gern hätte ich dieß durch meine Reden und Schriften und Handlungen bewirkt!

Daher war und blieb zwischen mir und Andern, welche in die Welt treten, der große Unterschied, daß ich zwar auch, wie sie, die Menschen nach und nach kennen lernte, aber ohne dieser Kenntniß und der Welt Einfluß auf mich zu gestatten, ohne zu werden und zu leben und zu verfahren, wie ich es in der Welt sah, überhaupt ohne mich nach der Welt und ihrer Weise und ihrer Klugheit — umzubilden. Ich blieb immer, trotz allen Erfahrungen und selbst versuchten Verführungen zum Klugen und Schlechten und Bösen, was ich war, was ich von Natur und von Grundsätzen war, und entartete zu keinem künstlichen Welt- und Modemenschen. — Bei wie Vielen mag das der Fall seyn! Und doch wie gut und heilsam wäre es, wenn recht Viele, wie ich, verführen, und die Welt Welt für sich seyn ließen, und ihrer Natur und der göttlichen Schul- und Sittenlehre treu blieben! Wie ersprießlich und trostreich wäre es, wenn das Beispiel der Welt immer Wenigere verleitete, von sich selbst und von der Tugend und von Gott abzufallen, und der falschen Klugheit und Gleisnerei und Sinnlichkeit zu huldigen! Wie erfreulich und hoffnungsvoll wäre es, wenn die heranwachsende Menschenheit bei den Versuchungen dieser argen Zeit ihr sittliches Gefühl und Gewissen zu retten und rein und unbefleckt zu erhalten suchte! —

Freilich glückte es mir nun auch nicht, wie Andern, die sich klug nach der Welt richten, die geschickt den Mantel nach dem Wind hängen, die geschmeidig sich in die Menschen und ihre Tändeleien schicken; freilich wurde ich scheel und schief angesehen und verkannt, auch wohl häufig ein Sonderling gescholten; freilich glaubte man nicht einmahl, daß ich Menschen- und Weltkenntniß besäße, und hielt mich für einen einseitigen und bloßen Stubengelehrten, für einen einfältigen Denker und Schwärmer, — aber mogte und mag das alles seyn! Mag das alles seyn! Schlechterdings und durchaus und unter allen Umständen will ich lieber der alte ehrliche, aufrichtige, wahrheitliebende, freimüthige, ungezwungene, ungekünstelte, ungeschminkte, und wenn man will, selbst unkluge Heynig aus und in dem Voigtland seyn und bleiben, als der Welt und ihres gesamten Tandes wegen die Rechtschaffenheit und Gewissenhaftigkeit hintansetzen. Ja! ich will so seyn und ersterben, ob ich gleich weiß, wie bereits der heilige Ludewig bemerkte, daß man Einem an Höfen und in der Welt eher Schwachheiten, als Tugenden vergibt, und daß Männer meiner Art oft das grausamste Schicksal erlitten, und im aufbrausenden Meer der wilden menschlichen Leidenschaften einen traurigen Untergang gefunden haben! Ich will der Wahrheit und Tugend leben und sterben! Denn mir steht es nicht auf der Zunge, sondern im Herzen geschrieben: „Was hälfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne, und Schaden an seiner Seele litte?" Mir ist ein gutes Gewissen lieber, als ein Königreich, lieber, als alles irdische Gut und Ehrengepränge, lieber als der Genuß aller möglichen Sinnlichkeiten. Gewissen, Tugend verloren,

alles verloren! Hab' ich nur Gott, und bin in Gott vergnügt und selig, was bedarf es da sehr der Welt? —

Diese, obgleich lange Bemerkung mußte ich, als Einleitung meiner Geschichte in der Welt, vorausschicken, um nicht immer die Erzählung durch einzelne Bemerkungen und Fingerzeige auf mich und meinen Charakter unterbrechen, oder jeden Vorfall aus mir und meiner Eigenheit erklären zu dürfen. Man kann sich aber auch, ohne mein Bemerken, nach dieser Einleitung leicht vorstellen, wie die folgende Lebensgeschichte ausfallen wird, die Geschichte eines Mannes und öffentlichen Denkers, der von dem ewigen Trieb nach Glückseligkeit und Wirksamkeit gereitzt, gerechte Ansprüche und Anforderungen an die Welt machte, und nach Gebühr zeitliche Güter und Ehren und Würden verlangte; aber dabei und darum sich nach der Welt und ihrer Klugheit und falschen Weise nicht abändern, sondern die Welt gleichsam zwingen wollte, — ihn zu lassen und zu nehmen, wie er war und ist, und lieber ihm selbst nachzuahmen, als seine Nachahmung der Welt und Weltmode zu verlangen, — man kann leicht im voraus erachten, was für eine Geschichte, was für ein sonderbares und auffallendes und schweres und hartes, und zum Theil peinliches Schicksal, das meinige in einer Welt, wo Klugheit und Artigkeit und Feinheit und schönes Geschwätz und fades Tändeln der hehren Tugend und ihrem ganzen Gefolge vorgehen, — in einer Welt voll geheiligter Vorurtheile und Glaubereien und Meinungen und Gewohnheiten und Gebräuche und Schranken, — man kann sich leicht vorstellen, was und wie da mein Schicksal werden mußte.

Will mich etwa Jemand tadeln, gleich im voraus

meistern, daß ich mich in der Welt nicht genug nach der Welt bequemte, und von der Tugend und ihrer Würde nicht zur Klugheit und Verstellung herabließ, den verweise ich auf die Welt und ihre Lage und Geschichte und Glückseligkeit. Steht es damit gut, dann mag man mich tadeln. Steht es aber, allen Zeiterscheinungen zu Folge, schlecht damit, schlecht mit dem Leben und Thun und Treiben und Glück in unsern Staaten, und würde es besser stehen, wenn die Welt wäre und dächte und handelte, wie ich bin und denke und handle, — könnte ich es denn da anders machen? Und verdiene ich da Tadel, oder Lob, daß ich es nach meiner, bald weiter ersichtlichen Weise machte? Und sollten und sollen es nicht alle wahre Männer und Gelehrte und Schriftsteller so, wie ich machen, und die Welt besser zu bilden, und von der falschen Klugheit und Dünkelei zur Vernunft und vernunftgemäßen Denk- und Handelnsart zu erheben suchen, damit des menschlichen Glücks und Wohlseyns und Friedens mehr werde?

Von dem allgemein geschätzten Heyne hatte ich, zum Behuf meines Fortkommens und Glücks in Berlin, an einige dasige bedeutende Männer Empfehlungsbriefe bekommen, z. B. an den Buchhändler Nicolai, den Professor Spalding, den Prediger Lüdecke. Der letztere Brief, worin, wie ich nachher zufälliger Weise erfuhr, unter andern auch die Worte standen: „es sey kein falscher Gedanke in mir" —, bewirkte, daß ich eine Wohnung mit einer guten, gefälligen gastfreundschaftlichen Aufnahme, und selbst Unterstützung bei dem durch die Herausgabe vieler Schulbücher sehr bekannten Prediger Wilmsen erhielt. Die Unterstützung bezog sich vornehmlich auf meine bisher in's Stocken gerathene Schriftstellerei, indem Wilmsen bald eine von mir verfaßte Schrift bei der Langeschen Buchhandlung

zum Verlag brachte, nehmlich den: „Andronikus. Ein historisches Gemählde aus den Zeiten der Kreuzzüge, in zwei Theilen.“ — Nur bedauerte ich hernach, daß ich die Gefälligkeit gegen meinen Wirth etwas übertrieben, und ihm gestattet hatte, eine gewisse Stelle — in den Andronikus hineinzuschieben, die nicht hineinpaßt, wenigstens mir und dem Geist der Weisheit gar nicht zusagt. — Eben so gern hätte Wilmsen eine andere meiner Handschriften: „Ueber Berlin und große Städte,“ — oder, wie Wilmsen sie betitelte: „Was ist Berlin geworden? Und was darf Berlin nicht werden?“ — eben so gern hätte Wilmsen die Herausgabe dieser von ihm mit einigen trefflichen Bemerkungen vermehrten Schrift befördert; aber man genehmigte leider! den Druck nicht, was dem wackern Kriegsrath Schluter, der, als Censor, wegen dieser Schrift höhern Orts sich befragt hatte, nicht recht war, und ihn zu seinem Zurückzug vom Censoramt mit veranlaßte. — Ich für meine Person war ebenfalls in schriftstellerischer Hinsicht nicht ganz unglücklich, und lieferte mehre Aufsätze, z. B. in das „Archiv der Zeit“ — und besonders in die „Denkwürdigkeiten der Mark Brandenburg.“ Die letztern Aufsätze waren landesgeschichtlichen Inhalts. Denn weil ich in Berlin lebte, und mein Glück da suchte, hielt ich es auch für nothwendig und zweckdienlich, mich mit der brandenburgischen und preußischen Geschichte flugs näher bekannt zu machen. Unvermerkt gerieth ich mitten in diese Geschichte und in ihr unterscheidendes Wesen hinein, und entwarf darüber eine zusammenhängende Reihe von Abhandlungen für die besagte wichtige Zeitschrift. Endlich verband ich alle diese einzelnen Stücke zu einem Ganzen, und übergab es der Welt, unter dem Titel: „Historische Gemählde vom

Steigen der Kultur und der Macht der brandenburgischen und preußischen Länder." (Berlin bei Belitz und Braun, 1799, Preis, 18 gr.) Daß ich solcher Maßen die Landesgeschichte zugleich studirte und beschrieb, fiel einigen scharfsichtigen Köpfen auf, und sie ließen es mir, versteht sich, auf eine gute, fast bewundernde Art, nicht unbemerkt, zumahl da ich und meine Sache und Schrift nach unten und nach oben Beifall fanden. Es hieß nehmlich nicht nur von diesen historischen Gemählden: Daß sie eine mit möglichster Treue und Freimüthigkeit geschriebene Geschichte der brandenburgischen und preußischen Länder enthalten *), sondern ich bekam auch darüber folgendes königliche Kabinetsschreiben:

„Die vaterländische Geschichte hat außer ihrem eigenthümlichen noch einen vorzüglichen Werth für Jeden, der es wohl mit seinem Vaterland meint. Sr. königlichen Majestät von Preußen ꝛc. ꝛc. ist daher jeder Versuch zur Darstellung derselben angenehm, und sowohl in dieser Hinsicht, als weil Sie an der Güte der vom Dr. Heynig eingesandten historischen Gemählde der brandenburgischen und preußischen Länder nicht zweifeln, danken Sie demselben für das davon mitgetheilte Exemplar, wollen ihn auch zur Fortsetzung seiner Arbeit aufmuntern, und geben ihm solches auf seine Eingabe vom 2. dieses Monats hierdurch zu erkennen. Potsdam, den 28. Mai 1799.

Friedrich Wilhelm.

In den göttingischen gelehrten Anzeigen geschah meiner Schrift ebenfalls sehr schnell und gut Erwähnung, und es wurde dabei zu verstehen gegeben, daß ich nur in der Lage seyn müßte, um mit größter Vorliebe für meinen

*) M. s. die Denkwürdigkeiten der Mark Brandenburg, Jahrgang 1799, Novemberst. S. 1233.

Gegenstand und für Preußen weiter zu wirken. — Ein trefflicher Wink! Ich glaubte auch, daß dieser Wink benutzt, und daß ich bald in eine meinem Beginnen, den Gang des Innern, den Gang und Stand der Bildung und der Entwickelung des brandenburgischen und preußischen Landes und Staats und Volks rein geschichtlich zu erforschen und darzustellen, — daß ich bald in eine diesem schweren Beginnen gemäße Lage gesetzt werden, überhaupt wegen des Bisherigen und des gleich Folgenden sicher und gewiß mein Glück zu Berlin machen würde.

Außer dem guten Verhältniß mit dem Wilmschen Haus erfreute ich mich der besondern Bekanntschaft mit einem andern, noch bedeutendern und angesehenern Haus, mit dem geheimen Finanz-Rath Schulz. Von Nicolai in eine große Gesellschaft mitgenommen, war Schulz da auf mich aufmerksam geworden, und ich schien ihm zu gefallen. Denn er lud mich nicht nur sehr häufig zu Gast, sondern er gestattete mir auch einen ganz freien Zutritt in's Haus; daher ich mit ihm und seinem jüngern Sohn, dem jetzigen königl. preuß. Staatsrath Schulz ziemlich vertraut umging. Da Schulz, ein kenntnißreicher, einsichtsvoller, gewandter, hochgestellter Geschäffts- und Staatsmann war, so ging ich gleichsam zu ihm in die Schule, wie sein Sohn hinwiederum manches von mir lernen mogte. Ein angenehmer Ein- und Austausch! Hier hatte ich Gelegenheit zu sehen und zu hören, nicht nur was feine Lebensart und Klugheit ist, und zu bedeuten hat, — sondern auch wie der Staats- und Geschäfftsmann alles betrachtet und beurtheilt, welche Zweige des gelehrten Wissens, und welche Dinge der Welt und des Staats ihn am meisten reitzen, und worauf er alles bezieht und bezweckt und berechnet. —

Da ich nun damahls einen sehr hohen, wiewohl dunkeln Begriff vom Staatswesen und von der Staats- und Regierungskunst besaß, und bei gewissen Vorfällen und Maßregeln des Tages oft mehre und tiefere und künstlichere Ursachen und Beweggründe voraussetzte, als wirklich Statt fanden, so geschah es einige Mahle, daß Schulz mir entgegnete: „Nein daran hat Niemand gedacht; hier thun Sie uns zu viel Ehre an, u. s. w." Ein solcher Irrthum von meiner Seite freuete mich jedes Mahl; denn ich liebe das Einfache und Offene und Natürliche. Und mußten nicht dadurch auch meine Begriffe vom Staatswesen und dessen eigentlichen und leichten Betrieb berichtigt werden? — Daneben lernte ich im Schulz'schen Haus und an seiner angenehmen Tafel noch manchen andern wichtigen und wichtig gewordenen Staatsmann kennen, als: den geheimen Finanz-Rath und bekannten Dichter Göcking, den geheimen Finanz-Rath, und jetzigen königl. preuß. Finanz-Minister von Klewitz, einen Herrn Bading, der nachher geheimer Rechnungs-Rath wurde, und noch als solcher in Berlin lebt, und einen gewissen Plehn, von dem ich bald weiter sprechen werde.

Außer diesen und noch einigen Staats- und Geschäffts-Männern, lernte ich, wie es sich leicht erachten läßt, auch noch mehr und weniger die vornehmsten Gelehrten Berlins kennen, z. B. Gedicke, Meierotto, Biester, Feßler, Teller, Zöllner, Heinsius, Seidel, die Jüdischen Gelehrten und Aerzte, Markus Herz, Davidsohn und Bendavid. Und da ich in Berlin bald um Aemter anhielt, so lernten auch der Stadtpräsident von Eisenberg, der Minister von Massow, und sogar der Oberminister, Graf von der Schulenburg-Kehnert mich kennen. Dem Letztern schien ich nicht son-

derlich zu gefallen, so wie er mir, als ein einseitiger und oberflächlicher Staatsmann und Staatsruderer auch nicht gefiel. Er war's, der mir einst, als ich mich lebhaft über die Strenge der Censur beschwerte, und ihm einige in meinen besagten historischen Gemählden weggestrichene Stellen zeigte, geradehin erklärte: „Sie scheinen ein Genie zu seyn. Genie's, Kraftmänner können wir aber nicht gut gebrauchen." — Wie mußte ich über diese dumme, sonderbare, kauderwälsche Erklärung erstaunen? Und wer erstaunt nicht darüber, da gerade das Gegentheil das Wahre und Rechte und Staatszweckmäßige für Preußen gewesen wäre, und noch ist, und immer seyn wird? Wer erstaunt nicht, da eben Preußen und sein oberleitender Minister so viele Genie's, so viele kraftvolle Geister und Männer, als möglich, hätten an sich ziehen, und hoch anstellen sollen, um Frankreich und den französischen Genie's mehr gewachsen zu werden, und dem traurigen Schicksal von und seit 1807 zu entgehen? Welch ein Staatsmann, welch ein Oberminister, der das nicht einsah, und darum so falsch sprach, und wider die ersten und vorzüglichsten Geister und Männer und Werke Gottes unter der Sonne sich kehrte? Wußte er außerdem nicht, daß da, wo die Genie's verworfen und verstoßen werden, schon alles von Gott verworfen und zu einem unglücklichen Schicksal verurtheilt ist? Kurz, was mußte und muß ein so afterredender Staatsminister seyn? Ein Genie? So urtheilen Genie's nicht über und wider einander? Ein talentvoller und staats- und staaten- und weltkundiger Mann? Auch nicht. Ein beschränkter, ein einseitiger Routinier, ein handwerks- oder handkunstmäßig gelernter, ein aus dem Stegreif und durch bloße Nachahmung und Geschäftsübung, nicht durch vorgängige und beiläufige gründliche Wis-

senschaft und Nachdenkung, gewordenen Staatslenker. Wirklich hörte ich auch insgeheim mehr als einmahl den Grafen von der Schulenburg - Kehnert einen bloßen Routinier nennen. — Käme ich jetzt wieder nach Berlin, und vernähme abermahls da einen Minister so sprechen, ich würde von neuem und noch mehr erstaunen, und über Preußen und seine weitere Geschichte mir ein großes Bedenken machen, da, nach meiner Kenntniß der Natur der Dinge und Europa's und der Welt und der Geschichte gerade Preußen der Sammelpunkt, wenigstens aller teutschen Genie's seyn sollte und könnte. Indessen will ich mich gern irren, und eine gute preußische und teutsche und europäische Zukunft aus dem Grund des Herzens wünschen. —

Bei meinen Bekanntschaften und der guten Sprache, die man da von mir führte, so wie bei meinen gelehrten und schriftstellerischen Verdiensten glaubte ich, trotz der sonderbaren Erklärung des Grafen Schulenburg, doch in Berlin angestellt zu werden; zu geschweigen, daß mir auch dieser Erzminister das Glück nicht ganz abgesagt, und mich an Gedicke, als an die Quelle, gewiesen hatte. Nur war dieser Rath überflüssig, indem ich schon selber an Gedicke mich gewendet, und gleich anfangs gesucht hatte, in sein oder in das ihm untergebene Seminarium an der grauen Kloster-Schule zu kommen. Allein der Direktor Gedicke hatte mir erwiedert: „daß jetzt keine Stelle vakant wäre;" — ja, er hatte mich ganz von sich weg, — und an die Curatel des Kadetteninstituts gewiesen, mit dem Zusatz, daß ich da vielleicht im Fall einer Vakanz als Lehrer angestellt werden könnte. Dazu hatte ich jedoch keine Lust, damahls so wenig, als späterhin, wo Nicolai Jemanden zu mir schickte und sagen ließ: daß eine Lehrstelle beim Kadetten-

Korps erledigt wäre, und daß ich mich da und da deshalb melden mögte. Dieß geschah gerade zu der Zeit, — als ich mich mit Erfolg in die brandenburg-preußische Geschichte einstudirt, und eben einen Aufsatz darüber den Denkwürdigkeiten der Mark Brandenburg einverleibt hatte. Sollte ich mich nun, eines so geringen Antrags wegen, in der fernern Bearbeitung und Darstellung der Landesgeschichte stören lassen? Freilich sollte ich es nach der listigen Absicht Nicolai's und seiner Verbündeten. Aber ich ging nicht ein in ihren argen Rath, sondern fuhr beharrlich fort, die Landesgeschichte zu bearbeiten, und meine freisinnigen Gemählde davon zu verfassen.

Da diese Gemählde, wie bereits angegeben ist, mit Beifall aufgenommen wurden, so gab mir dieß Muth, bald darauf um die durch Seidels Tod erledigte Lehrstelle der Geschichte am grauen Kloster-Gymnasium anzuhalten. Der Stadtpräsident von Eisenberg, mit dem ich mich darüber besprach, schien mir zu willfahren, nur daß er unter andern auch sagte, mich unverzüglich an Gedicke zu wenden. Obgleich Gedicke, der nebst Biester und Nicolai, wegen der Herausforderung an Kant ꝛc. mich wahrscheinlich für einen Jesuiten, oder der Himmel weiß! für sonst was Schlimmes hielt, obgleich Gedicke bei einigen Gelegenheiten schon eine widrige Gesinnung gegen mich gezeigt hatte, so eröffnete ich ihm doch das Vorhaben. Er hörte mich ruhig an, und sagte mir weiter nichts Bestimmtes, als daß es bei meinem Gesuch auf die Assentazion oder Zustimmung der übrigen Lehrer des Gymnasium ankäme, und daß er dabei nichts thun könnte. — Dieß war eine nicht undeutliche Abweisung. Allein ich wollte mir selbst weder etwas vorzuwerfen haben, noch von Andern vorwerfen lassen, und suchte diese Assentazion nach,

dadurch, daß ich gleich den obersten Lehrer des grauen Kloster-Gymnasium, den Professor Spalding anging, der immer gegen mich gut gesinnt geschienen hatte. Aber, o Himmel! in welch einen ganz andern Mann, als ich ihn bisher kennen gelernt hatte, verwandelte sich der Professor Spalding vor meinen Augen, vermuthlich weil ich sein Kollege, sein Schulamtsgenosse werden wollte! In dem sonderbarsten und auffallendsten Ton redete er zu mir, und suchte mich sogar aufzureitzen und bös zu machen, um mir, wenn ich mich mit ihm gezankt hatte, die gewünschte Assentazion der übrigen Lehrer desto leichter bewirken zu helfen. Zum Glück errieth ich gleich Spaldings teuflische Absicht. Daher hörte ich alles, alles auch noch so Bittere und Hämische geduldig an, und ließ mich reprimandiren und reprochiren, ließ mich wie einen seiner Schüler meistern und tadeln. „Daß Sie, hieß es unter andern, — in's Seminarium wollen, — was ich doch gleich anfangs gewollt hatte, — davon sagen Sie nichts, Sie wollen gleich Professor werden; es kann aber ein Anderer die Stelle auch verrichten, es ist eben kein Historiker dazu erforderlich.“ — Da ich das und alles andere noch weit Aergere gelassen anhörte, folglich in Friede und Ruhe von dem sitten- und musterhaften Jugendlehrer Spalding wegging, so hatte dieß doch die Folge, daß der schlechtkluge Professor Spalding mit verändertem Ton und Gesicht mir bis an die äußerste Thüre, und noch einige Schritte bis vor die Gassenthüre hinaus das Geleite, und da noch den herzlichen Rath gab, mich an die übrigen Professoren —, nein! an den Minister von Massow, zu wenden.

So sah ich mich immer in Berlin von Herodes zu Pilatus gewiesen! Und immer war ich schon selbst gewesen

wo man mich hinwieß. Auch dem Minister von Massow, der dem Schul- und Kirchenwesen vorstand, war ich bereits bekannt, indem von ihm, wie ich wohl wußte, zuletzt alles abhing. Allein es half mir dieses, es half mir meine Bemühung, zu einem Amt zu gelangen, durchaus nichts. Warum aber nicht? — Abgesehen von meiner Geschichte in Jena, und abgesehen von meiner Herausforderung an Kant, — und von andern meiner sehr freimüthigen Schriften, abgesehen von diesen und andern Dingen, hatte ich jetzt auch meine Bekanntschaft mit dem Wilmschen Haus aufgegeben. Das Wilmsche Haus gab mich nun auch auf, indem es je länger je mehr von meiner Unlust, in ein gewisses Verhältniß einzugehen, sich überzeugte. — Ich empfand die Folgen davon gar bald, und der Auszug aus den Wilmschen Haus war gleichsam die Sonnenwende, wenn nicht meines Glücks, doch meiner glücklichen Aussicht in Berlin. Seitdem wollte es weder mit meiner Schriftstellerei, noch mit meinen andern Bekanntschaften, noch mit meinen Bewerbungen um Aemter von statten gehen. Ich sage nicht, daß das Wilmsche Haus Schuld daran war, und Rache an mir übte, — denn nie sage und schreibe ich in persönlichen Hinsichten, was ich nicht gewiß weiß, und wozu ich keine Belege in der Hand habe. Ich will nur mit Bedacht sagen: daß Wilmsen, und insonderheit seine sehr kluge und sehr feine, selbst gelehrte Mutter, die überall leicht Eingang und Gehör hatte, und fand, — daß das Wilmsche Haus sehr wohl im Stand war, mir in allen jenen Beziehungen zu schaden, und zu verhindern, daß ich gar nichts erreichte, da ich meinem eigenen Kopf und Willen und Geschmack folgen wollte. Auch machte mir Wilmsens Mutter in der That einmahl die feine Bemer-

kung: Sie wollen sich bei uns nicht empfehlen. — Dieß zielte eben auf einen gewissen Punkt, und auf mein anscheinlich besseres Verhältniß und Benehmen mit dem Schulzschen Haus. Daß es und Jemand im Schulz'schen Haus mir besser gefiel, läugne ich nicht. Nur war es deßwegen mit meiner Empfehlung nicht sonderlich beschaffen, und ich verstand eigentlich die Kunst, mich zu empfehlen, und beliebt, und dadurch mein Glück zu machen, nie und nirgends; und noch immer ist mir diese saubere Kunst ziemlich unbekannt und ungeläufig geblieben.

Der Herr Staatsrath Schulz weiß am besten, wie ich mich in seines Vaters Haus zu empfehlen verstand; weiß, daß ich immer gerade und offen und ungekünstelt mich benahm, überhaupt alles bewieß, nur keine so genannte Klugheit und Feinheit, worauf doch in Berlin, wie in allen großen Städten, und wie in der ganzen heutigen Modewelt sehr viel, leider! sehr viel, leider! nur zu viel ankommt, zumahl wenn man nach solchen schönen Dingen strebt, als ich damahls strebte. — Daher kam ich auch um das Schulz'sche Haus; wenigstens hatte ich nach dem Abgang des jetzigen Hrn. Staatsraths Schulz auf die Universität Halle gar keinen rechten Halt und Eingang mehr bei seinem Vater. Dieß lag aber nicht bloß in meiner Unklugheit und Geradheit, in meinem Betragen nach den Sätzen: Gehorsam ist besser, denn Opfer: — und Sittlichkeit besser, denn Klugheit, — nicht bloß darin, und in dem Abgang des jungen Hrn. Schulz nach Halle lag dieß, sondern auch noch in andern und wichtigen Umständen, hauptsächlich in dem Umstand, daß ich **Feinde und heimliche Verfolger** hatte, was mir eines Tages der gutmüthige, ehrliche Buchdrucker **Dieterici**, indem er

Etwas von mir drucken sollte und wollte, gerade heraus erklärte. Diese abscheulichen Feinde eines freimüthigen und wohlgesinnten jungen Gelehrten und Denkers boten alles auf, mich der Gewogenheit des Geh. Fin. Raths Schulz zu berauben, und zu verhindern, daß ich durch seinen Einfluß zu keiner Anstellung käme; ja, sie gingen so weit, daß sie Schulz'n in Betreff meiner mit der größten Dreustigkeit und Unverschämtheit gleichsam die Hände banden, indem sie öffentlich, indem sie in öffentlichen Häusern wieder mich auftraten, und Verläumdungen aussprudelten. Zum Beweis dieser auffallenden Angabe mag eine Stelle aus einem deßfalls an mich geschriebenen Brief des oft besagten trefflichen Sohnes vom geh. Fin. Rath Schulz dienen, die wörtlich so lautet:"

Lieber, guter Heynig!

Der Horizont trübt sich, lassen Sie uns aber das Ungewitter mit kaltem Blut erwarten. — Sie wissen, daß es gerade gestern vor acht Tagen war, als mein Vater von der Crause'schen Ressource kam, und von Hrn. Bibliothekar Biester — so unvortheilhaft von Ihnen sprechen gehört hatte. Was ich und Sie auch immer von dem Charakter meines Vaters gehalten haben, so ist es gewiß, daß dieß ihn nur zu merklich gegen Sie eingenommen hatte, und die beiden Mahle, die Sie vergangene Woche bei uns waren, nahm er Sie mit sichtbarer Kälte auf. Dieß war's vorzüglich, was mich immer so mißvergnügt machte, und warum ich Ihre Besuche nicht gern sah, weil Sie dadurch ihre Sache eher verschlimmerten, als verbesserten. O! wäre ich doch gegen Sie aufrichtig gewesen! — Genug, diese Abneigung meines Vaters gegen Sie

ist nunmehr zum Ausbruch gekommen, da er gestern unglücklicher Weise wieder in der verfluchten Ressource war. —

Dieser Brief des wackern jungen Mannes schloß mit dem bekannten Vers: Wenn dich die Menschen hassen, wenn Götter dich verfolgen, Orest, bin ich dein Freund! Pylades.

Berlin, den 9. Dezember 1798.

Friedrich Schulz.

So machten sich gewisse Leute in Berlin ordentlich ein Geschäfft daraus, mir und meinem Aufkommen entgegen zu arbeiten, und mich überall, wo ich nisten wollte, thierisch auszubeißen. — Es gelang freilich nicht gleich, mich aus dem Schulz'schen Haus zu bringen, und ich ging immer da, wie vorhin, aus und ein; aber es diente nicht zu meinen Zwecken, da Schulz nichts für mich that, was er doch gut gekonnt hätte. Vielleicht war es dem Geh. Fin. Rath Schulz auch etwas zuwider, daß ich in eine gewisse Idee und Angabe, die er mir zur Herausgabe einer Zeitschrift machte, nicht unbedingt einging. Der damahlige Kriegsrath, und jetzige Kaiserl. königl. Hofrath und Ritter von Gentz ging nachher ohne Weiteres darauf ein, und gab eine solche und so bezweckte Zeitschrift heraus, die aber Vielen wegen ihres peinlichen politischen Dogmatismus, wie der Kammerherr von Hennings im Genius der Zeit es nannte, mißfiel. — So wenig ich übrigens es genau angeben kann und will, warum ich das Wilmsche Haus verließ; eben so kann und will ich nichts weiter von dieser Sache und von meiner Geschichte im Schulz'schen Haus angeben. — Gott möge verhüten, daß ich nie Böses mit Gutem, oder auch nur mit Gutgemeintem vergelte, und daß ich Niemanden kränke! Nur will ich noch in Betreff des geheimen Fin. Raths Schulz eine allgemeine Be-

merkung machen, daß er nehmlich, wie sein und unser Zeitalter, die so genannte Weltklugheit überschätzte, und zu viel Werth und Gewicht darauf legte; folglich bei sich selbst, und bei Andern zu sehr auf Klugheit sah, und andere bessere Eigenschaften und Tugenden ihr unterordnete. Doch das war und ist, wie gesagt, ein allgemeiner, wiewohl sehr großer und verderblicher Fehler. Da nun die modische Weltklugheit nie meine Sache war, so schadete mir dieß bei dem sehr klugen alten Schulz, wie in dem ganzen übertrieben verfeinerten und gekünstelten Berlin. Biester, Nicolai und Gedicke hatten demnach ein leichtes Spiel gegen mich.

Von Nicolai fällt es zwar auf, ihn, als einen erklärten Gegner der kantischen Philosophie, unter meinen Gegnern zu sehen, aber es ist darum doch so, und er blieb einst in einer Gesellschaft bei dem Titel meiner Herausforderung an Kant stehen, und äußerte, daß dieser Titel eine große Heftigkeit verriethe, — und daß ein solcher Mann in Berlin nicht fortkommen werde. — Und daß Gedicke mir auf eine andere, noch wirksamere Art seine Abneigung bezeigte, ist bereits aus dem Bisherigen sichtbar worden. — Scheint es nicht, als ob ich ein Jesuiten Oberster gewesen wäre, und daß Biester, Gedicke und Nicolai darum in ein Bündniß wider mich hätten treten, und meine Entfernung aus Berlin bewirken müssen? Welch' ein hartes und grausames Schicksal! Wie ganz sonderbarer Weise kam ich zu Feindschaften und Feinden, schadete ich mir durch meine Schriften, vornehmlich durch meine, obgleich nur wissenschaftlich bezweckte Herausforderung an Kant! Und wie sehr mußte es mich schmerzen, daß Menschen, denen ich in meinem Leben nichts zu Leid gethan hatte, sich als meine

Feinde bewiesen, mein freundschaftliches Verhältniß mit dem Schulz'schen Haus zerstörten, meine guten Zwecke vereitelten, mein Aufkommen untergruben, und mich so aus Berlin und aus einem Staat trieben, für welchen ich immer, laut mehrer meiner Schriften, eine so große Vorliebe gezeigt hatte!

Was etwa von Jena und Weimar her wider mein Glück in Berlin heimlich geschehen seyn mogte, weiß ich nicht deutlich. Nur fiel es mir, und auch einigen Andern auf, daß gerade zu der Zeit, als ich meine brandenburg-preußische Geschichte herausgab, der Professor Woltmann von Jena nach Berlin zog, und eilig einen kurzen Abriß der brandenburgischen und preußischen Geschichte zu Stand brachte, also that, was ich eben that, wiewohl zwischen Woltmann's Abriß und dem meinigen, nach allgemeinem Urtheil, ein großer Unterschied Statt fand und Statt finden mußte, da Woltmann der Mann nicht war, der mit mir wetteifern, und den man mir entgegen setzen konnte. — Eben so fiel mir und Andern die Art und Weise auf, wie meine Herausforderung an Kant etc. in der Jenaischen Litt. Zeitung recensirt wurde. Mich veranlaßte diese ganz ungewöhnliche Behandlung und schnöde Abfertigung meines Buchs zu einer neuen kleinen Schrift, zu der wenig bekannten „Abgepreßten Erklärung an die Recensenten in Jena — —" die, da sie sehr heftig und bitter war, mir neuen Schaden in der gelehrten Welt that, und zur Verdunkelung und Unterdrückung dessen, was ich drucken ließ, viel und lange beitrug. —

So wurde mir die Welt nach und nach ziemlich verleidet! So kam ich nach und nach wieder aus der Welt in die stille Studirstube, in die Einsamkeit zurück! Hier tröstete ich

mich für meine Verluste, so gut ich konnte, und dachte und arbeitete früh und spät, wovon hernach manches zum Vorschein kam, z. B. mein: „Heraklius. Eine orientalische Geschichte aus den Zeiten der arabischen Weltrevoluzion." Die große und herrliche königl. Bibliothek mit den Byzantinern d. h. spätern griechischen Geschichtschreibern leisteten mir dabei, was ich bedurfte; und ich besuchte sehr fleißig diesen wissenschaftlichen Tempel. So in der Einsamkeit und als stiller Beobachter der großen Welt und ihrer Sitten und Gebräuche und Lustbarkeiten und Ausschweifungen und Thorheiten lebte ich fast noch ein ganzes Jahr in Berlin. Denn ich dachte immer nicht, daß es mir da ganz fehlschlagen würde, und selbst der jüngere Herr Schulz dachte es nicht, und fragte mich einmahl bedeutsam: Hat denn mein Vater nicht besonders mit Ihnen gesprochen? — Er schien sehr verdrießlich, als ich es verneinte. — Auch setzte ich außerdem noch einige Hoffnung, nicht auf Gedicke, sondern auf den theilnehmendern Meierotto, den Direktor des Joachimsthalschen Gymnasium. Meierotto war, allem Ansehen nach, gut gegen mich gesinnt, und er freuete sich bei einer meiner Aeußerungen, die ihm sehr gefiel und die Worte entlockte: Von nun an datirt sich eigentlich ihre Brauchbarkeit." Nur wieß mich Meierotto immer nach Königsberg, und an den dasigen bekannten Hofprediger Schulz, was mir nicht recht anstand, wiewohl ich gewiß überall hingegangen wäre, wenn man mich gleich in eine bestimmte Laufbahn, oder Dienststelle gebracht hätte. Aber ohnedieß so weit wegzugehen, däuchte mir nicht räthlich. Oder konnte es in der Ferne mir nicht eben so gemacht werden, als in Berlin und anderwärts, wo ich um Anstellungen mich bewarb, und wo dann alle Leidenschaften feindseliger und neidischer und eifersüch-

süchtiger d. h. schlechter Leute gegen mich in Bewegung geriethen? Um diesem Uebel zu entgehen, und meinen Zweck näher und geschwinder zu erreichen, that ich jetzt das Aeußerste, indem ich bei Gelegenheit einer Schrift, die ich an Se. Majestät, den König schickte, mein Verlangen, Lehrer an irgend einem Institut zu werden, ganz bestimmt ausdrückte. Darauf erhielt ich folgendes Schreiben:

Se. königl. Majestät von Preußen ꝛc. ertheilen von den Stellen, wozu der D. Heynig sich eignen möchte, keine unmittelbar, und muß derselbe sich deßhalb an die kompetente Behörde wenden, wohin Sie ihn mit seinem Beförderungsgesuch hierdurch verweisen wollen.

Potsdam, den 14. October 1799.

Friedrich Wilhelm.

Den Ausdruck: kompetente Behörde, deutete ich auf den Minister von Massow. Daher ging ich wieder zu ihm, und zeigte das eben besagte Schreiben. Zugleich nannte ich dem Minister einige Fächer, worin ich etwas leisten könnte. Bei dem Fach der Philologie, das ich zuletzt anzog, weil es am wenigsten mein Fach war, und nun gar nicht mehr mein Fach ist, sagte Massow: „Sehen Sie, da haben Sie ja gleich Etwas!" — Ehe ich abtrat, fragte ich den Minister von Massow ausdrücklich: Ich kann also hoffen, in Preußen angestellt zu werden? Er bejahete es, mit dem Zusatz: „wenn nicht gleich, doch in der Folge." — Ich wartete und wartete nun, gleich Einem jener Kranken am Teich Bethesda, und glaubte nicht anders, als es müßte ein Engel kommen, der das Wasser bewegte, und mich empor zu einem Amt brächte. Es war jedoch alles vergebens. In dem kalten Winter des Jahrs 1800 wurde deßhalb meine Lage sehr schlimm und drückend, wie

dieß aus folgendem Schreiben an den Minister von Massow erhellet:

„Ew. Excellenz

muß ich offenherzig gestehen, daß ich in großer Armuth lebe, und, was Sie kaum glauben werden, diesen erschrecklichen Winter in einer ungeheitzten Stube beständig habe studiren müssen, indem ich durchaus nicht betteln und schmeicheln kann. Diese meine elende Lage zwingt mich, in einigen Wochen nach Haus zu reisen, um, mit Gottes Hilfe, einige Mittel zu fernerer Subsistenz aufzutreiben, worauf ich gern nach Berlin zurückkehren will, wenn mir nur Ew. Excellenz die Versicherung ertheilen wollen, mich in diesem Jahr noch passend zu placiren.

Den 22. Februar, 1800

D. J. G. Heynig.

Man wird sich sehr wundern, daß ein Mann meiner Art in Berlin es nicht weiter brachte. Und ich muß mich selbst wundern, daß ich so standhaft war, und auf dem rechten Weg blieb, und allen Versuchungen und Verführungen zum Bösen glücklich widerstand. Denn ich durfte nur schmeicheln und heucheln, und der Weltklugheit mich befleißigen, ja, auch nur den schönen weiblichen Augen und Blicken, die öfters auf meine glückliche Gesichts- und Körperbildung fielen, nachgehen, um aus meiner kalten Stube in angenehme Zimmer und Gesellschaften zu kommen, und als ein artiger Mann empfohlen, — ein so genanntes Glück zu machen. — Aber ich bekämpfte die Sinnlichkeit, wie das widrige Schicksal, und erlaubte mir auch nicht eine einzige Ausschweifung in der Liebe und vom Weg der Sittlichkeit. — Doch wozu davon, und nicht lieber von dem angegebenen Nothschreiben an den Minister

von Massow? Ich bekam das Schreiben zurück, indem es ein Lakai des besagten Ministers mir zur Thüre hereinlangte, ohne einen Fuß in meine eiskalte Stube zu setzen. Als ich es ansah, las ich oben darüber folgende Zeilen:

Dergleichen Versprechen kann ich nicht geben. Das Zettelchen ist viel zu allgemein, es muß sich Hr. D. Heynig bestimmt erklären, was für ein Amt er ambiret.

Den 25. Februar, 1800.

von Massow.

Was für ein Amt ich ambirte! Als wenn nicht alle Lehrämter, und selbst manche andere Aemter für mich passend gewesen wären! Und als wenn ich mich nicht selbst schon vorher bestimmt genug erklärt hätte, was für ein Amt ich ambirte! — Da demnach nichts für mich geschah, und ich in meiner drückenden Lage nicht länger bleiben konnte und wollte, so fing ich endlich an, ernsthaft zu zweifeln, daß ich ein Amt, oder sonst ein Ziel in Berlin erlangen würde, und dachte darauf, es zur Frühjahrszeit 1800 zu verlassen. Weil ich indessen von Berlin und Preußen mir einmahl etwas fest versprochen, und oft gehört hatte, es kann Ihnen gar nicht fehlen, so hielt ich es noch nicht für möglich, daß ich aus Berlin, wie ich hineingekommenen war, wieder herauskommen sollte. Deßwegen lief ich von neuem zu Gedicke, und schilderte ihm meinen Zustand. Er schien mich recht sehr zu bedauern, ohne jedoch etwas Anderes zu thun, als mir eine Hauslehrerstelle bei einem Edelmann in der Nähe von Berlin vorzuschlagen. Hofmeister zu werden, hatte ich, trotz meiner äußerst mißlichen Lage, keine Lust, aber noch Kraft und Muth, mein Glück weiter in der Welt zu versuchen, und lieber das Äußerste zu wagen, als die für mich anfangs kaum,

geschweige denn jetzt passende Rolle eines Hofmeisters auf dem Land zu spielen. Mein Entschluß, Berlin zu verlassen, wurde nun immer entschiedener, zumahl da ein anderer, der letzte Versuch mich in Berlin und Preußen zu halten, ebenfalls keinen Erfolg hervorbrachte. Dieser Versuch bestand darin, daß ich zur Unterstützung einer patriotischen Zeitschrift, die ich herausgeben wollte, eine Vorstellung an die Regierung schickte, aber keine andere, als folgende Resoluzion erhielt:

Dem D. Heynig allhier wird auf sein Schreiben vom 22. vorigen Monats hierdurch zur Resoluzion gegeben: daß zur Unterstützung seiner schriftstellerischen Unternehmungen kein Fonds vorhanden, sondern daß dieß seine Privatsache sey. — — —

Berlin, den 6. Mai, 1800.

Auf Sr. königl. Majestät allergnädigsten Spezial-Befehl, von Massow.

Jetzt hatte ich alles erschöpft, und ich wußte nicht, was ich länger und weiter in Berlin thun sollte. In Erwägung des bisher Gesagten, so wie der Worte, die mir einst in einem berliner Buchladen gesagt wurden: „Nach Plauen müssen Sie gehen, und da wirken,“ — in Erwägung alles dessen hätte ich mir gar nicht so viele Mühe zum Behuf meiner Erhaltung in Berlin geben, oder doch nunmehr von Berlin abgehen sollen. Ich ging aber noch nicht, und es verzog sich mit meiner Abreise bis gegen den Herbst des Jahres 1800. Meine große Anhänglichkeit an Preußen und Meierotto's Benehmen gegen mich waren davon die Ursachen. Meierotto wußte nehmlich immer noch einige Hoffnung zu einer Anstellung in Preußen bei mir zu unterhalten, wahrscheinlich weil er glaubte, daß

ich, von der Noth gedrungen, in eines meiner vorigen Verhältnisse zurücktreten, oder zu Kreuz kriechen würde. Allein vorbei war bei mir vorbei. Und wer hat gern ein Amt unter unangenehmen Bedingungen? Ein Mann meiner Art, ein Mann, dem dergleichen Nebenabsichten und Bedingungen verhaßt sind, gewiß am wenigsten. Verdrüßlich, daß es schlechterdings in Berlin nicht gehen wollte, und überzeugt, daß mir alles längere Hoffen und Warten durchaus nichts helfen würde, da meine Feinde immer da waren, und dieselben blieben, ging ich.

Ehe ich meine berlinische Geschichte schließe, muß ich noch eines gar nicht unbedeutenden Umstandes gedenken, nehmlich einer Gelegenheit, die ich in Berlin bekommen hatte, aufeinmahl weit weg, und bis an die Ufer der Weichsel versetzt, oder verschlagen zu werden. Als ich noch im Schulz'schen Haus ein- und ausging, kehrte ein gewisser, oben schon genannter Plehn, ein guter Freund und Landsmann des geh. Fin. R. Schulz von einer Reise, die er nebst seiner Gattin und einer Tochter nach Paris gemacht hatte, zurück, und hielt sich einige Tage in Berlin auf, wo ich mich mit ihm zu unterhalten mehrmahls Gelegenheit hatte. Ich gefiel diesem wackern und welterfahrnen, und dabei sehr reichen Mann so wohl, daß er mir nicht nur für einige kleine Dienstleistungen zwanzig Thaler auf die beste Art einhändigen ließ, sondern auch bald nach seiner Zuhausekunft folgenden Brief schrieb:

Meve, den 29. Januar 1799.

Hochzuehrender Hr. Professor!

Die Offenherzigkeit, womit Sie mir Ihre Wünsche zu erkennen gegeben haben, vermehrt mein Zutrauen und meine guten Begriffe von Ihnen, und es ist mir sehr an-

genehm, daß ich im Stand bin, selbige zu befördern. Es ist nicht nöthig, daß ich mich nach einem Haus in der Nachbarschaft umsehe, wo Sie sich einander convenirten. Kommen Sie zu mir. Sehr gern biete ich Ihnen Aufenthalt, nebst allen, zum sorgenfreien Leben gehörigen Erfordernissen an, bis sich Ihnen ein wünschenswerther Posten anbietet. Sie sind dabei durchaus frei, und können, wenn es Ihr Glück erfordert, mich verlassen, wenn Sie wollen, so lieb es mir gewiß seyn wird, wenn Sie mehrere Jahre bei mir verweilen. Durch diesen Vorschlag, wogegen ich keine Einwendungen annehme, Sie müßten denn schon ein gutes Amt erhalten haben, werden Sie Ihren Studien recht leben können, und zugleich durch das Landleben für Ihre Gesundheit gewinnen. Sollte Ihr Gefühl noch etwas dagegen einwenden, so verspreche ich noch, Ihnen von meinen Geschäften einen Theil zu übertragen, die, ohne Ihnen zu viel Beschwerde und Zeitverlust zu kosten, Sie doch in dieser Rücksicht beruhigen werden. Für mich ist der tägliche Umgang, den ich durch die Hausgenossenschaft eines vernünftigen Mannes gewinne, Gewinn genug. Leben Sie wohl, und lassen Sie mich bald hören, wenn ich Sie erwarten darf. Ich bin Ihr ergebenster

Plehn.

Welch ein vortrefflicher und aus dem Herzen geschriebener Brief! Hätte ich diesen Brief und Vorschlag für mich behalten und berathen, und in aller Stille ihm Folge geleistet, so würde ich durch einen glücklichen Zufall nach Preußen und Meve gekommen seyn, und dort vielleicht ein baldiges Glück gemacht haben. Allein ich machte die Sache bekannt, und gab den Brief einem bedingten und unsichern Freund ohne alles Bedenken zu lesen, und freuete mich da-

bei, daß ich bald in eine andere und bessere Lage kommen würde. Da dieß gar keine Neigung verrieth, in seine und seines Hauses Absicht einzugehen, so mogten wohl bald darauf aus Freundschaft und Liebe Steckwinke an einen, oder an einige Männer in Berlin, die mit Plehn im Briefwechsel standen, gegeben worden, und daraus gar Steckbriefe entstanden seyn, die Plehn, wenn nicht umstimmten, doch kalt in der Sache machten; denn seiner Seits wurde nun weiter nichts für das Vorhaben, und für die weite Reise zu ihm gethan, und es hatte beim bloßen Vorschlag sein Bewenden. Eben so zeigte sich auch der Geh. Fin. R. Schulz dem Plehnischen Vorschlag abgeneigt, er, der die Sache am besten fördern, und mich, als er im Frühjahr 1799 nach Preußen und nach Meve reisete, mit nehmen, oder meine Nachreise bewirken konnte. Statt dessen erklärte mir Schulz bei seiner Nachhausekunft: es war gut, daß ich Sie nicht mitgebracht hatte, — wobei er noch Plehn'n als außerordentlich hypochondrisch schilderte, um mich vollends ganz und gar von der Reise nach Preußen abzuschrecken. — Auf solche Art kam ich weder nach Meve und in die glückliche Lage, die mir Plehn zugedacht hatte, noch zu einer Anstellung in Berlin, und ich sah alle meine Aussichten und Hoffnungeu und Zwecke vereitelt. — Was sollte ich nun anders machen, als was ich that?

Den 17. September 1800 brach ich von Berlin auf, und nahm den Weg nach Hamburg und Altona, wo ich den 22. darauf schon eintraf, weil ich sehr stark ging, und z. B. gleich den ersten Tag bis Protzen hinter Fehrbellin, oder acht Meilen weit, mitten im beweglichen Sand zurücklegte. Mag diese große Kraftäußerung dem, was ich vorhin von meinem sittlichen und keuschen Leben in Berlin sagte, zum Be-

weis dienen! — In Altona besprach ich mich über manches mit dem Buchhändler **Vollmer**, der einige Schriften von mir verlegt hatte, von meinen neuen Anerbietungen aber keinen Gebrauch machen wollte. Dessen ungeachtet sollte ich bei ihm bleiben, um die Rolle **Rebmanns** fortzuspielen und in dem so gefährlichen Fach der Politik zu schreiben. Allein mein Sinn war von jeher mehr auf das eigentliche Wissenschaftliche, auf die Philosophie und Geschichte gerichtet; und da es mir ohnehin bei Vollmer und in Altona nicht gefiel, so hielt ich mich an meine andere Idee, vermöge welcher ich nach Sachsen, in mein Vaterland heimkehren wollte. Vorher legte ich einen Besuch bei dem sehr bekannten Kammerherrn von **Hennings** ab, mit dem ich in einigem gelehrten Verkehr stand, und der mir theils manche angenehme Dienste geleistet, und mehre Aufsätze in den Genius der Zeit aufgenommen, theils vor einem Jahr Folgendes geschrieben hatte:

Plön, den 26. September 1799.

„Was Sie mir in Ihrem vorgestern eingegangenen Brief vom 10. vor. Mon. sagen, hat mich sehr für Ihr Schicksal interessirt, welches mir bis dahin unbekannt war.

— — — — — — — — — — —

Wenn Sie, heißt es am Ende des vortrefflichen Briefs, meinen Bitten Gehör geben wollen, so lassen Sie sich nie von der Ungerechtigkeit der Menschen verleiten, gegen sie zu kämpfen, sondern betreten Sie bloß den ruhigen Forschungsweg; **und wollen Sie sich auf Ostern zu mir gesellen, so biete ich Ihnen dextram fidem an.**

Hennings.

Die Umstände und die wissenschaftlichen Plane mog-

ten sich vielleicht für den sonst sehr wackern Kammerherrn von Hennings geändert haben; denn ich hörte nichts von dem letztern Punkt, mich zu ihm zu gesellen, so wie ich deßhalb auch nichts davon bei meiner Unterhaltung mit ihm vorbrachte. Oder sollte ich den Punkt auf's Tapet bringen, und den guten Hennings etwan in Verlegenheit setzen? Froh, einen so angesehenen und verdienten Mann persönlich kennen gelernt zu haben, reisete ich in der schlimmsten Regenzeit durch Hollstein, nicht ohne Verwunderung und Nachdenkung über mein Schicksal zurück, und von Altona kurz darauf nach

Leipzig,

um da die Schriftstellerei fortzusetzen, und zu sehen, ob es mir etwan im Vaterland mit einer Anstellung gelingen mögte. Von Leipzig eilte ich sogleich wieder nach Berlin, um meinen daselbst zurückgelassenen Koffer zu holen, was auch sehr geschwind geschah, so daß ich noch vor'm Ablauf des Octobers in meinem gemietheten Zimmer zu Leipzig ruhig schlief und arbeitete. Ruhig schlief und arbeitete; denn ich war von Berlin nach Altona, von Altona nach dem vier Meilen von Kiel abgelegenen Plön, von Plön zurück nach Altona, von Altona nach Leipzig, von Leipzig wieder nach Berlin, und von Berlin nach Leipzig binnen fünf Wochen zu Fuß gereiset, ohne dabei einige Ruhe und Erholung zu genießen. Wie sehr freuete ich mich jetzt, als ich wieder zu einiger Ruhe und Ordnung des Lebens gelangte!

Die Fortsetzung folgt, oder es erscheint meine Lebensgeschichte besonders, und zwar in jedem Fall und auf jede Gefahr, und ohne langen Verzug. Diese feste Erklärung gilt denen, die sich etwan einbilden, daß sie, oder Andere

durch Hemmung des teutschen Sokrates meine Lebensgeschichte unterdrücken können. Wer mir nicht Unrecht gethan hat, und thut, der braucht sich nicht zu fürchten. Wer mir aber Unrecht gethan hat, und noch thut, der soll sich fürchten. Warum that, oder thut er mir Unrecht. Wer, was zwang und zwingt ihn dazu? Der Teufel in ihm, oder in Andern? Aber trotz allen Teufeln wird, so Gott will, meine erfahrungs- und lehrreiche Lebensgeschichte erscheinen, und die vielen und sonderbaren Schicksale, die mich bisher betroffen haben, der Welt kund machen. Was soll gelten, wenn die Wahrheit und die Gerechtigkeit und die Liebe zum Gemeinwohl nicht gelten sollen? — Etwa das Gegentheil, wie in der Hölle? —

Teutsche Sprache.

In der Verteutschung einiger fremden Wörter, die am häufigsten vorkommen, bin ich beim Wort Theologie stehen geblieben. Das Wort Theologie ist leicht zu übersetzen, und zu erklären. Es bedeutet auf das menschliche Wissen und Glauben von Gott bezogen: Gottglaubensthum, Gottesgelehrtheit, Gotteswissenschaft, Gotteskunde, gelehrte Gotteserkenntniß, und auf das Thun, auf die Kunst bezogen: Gotteslehre, Gotteslehrübung, Vortrag der Gotteswissenschaft, Darstellung der gelehrten Gotteserkenntniß. Da indessen unsere Theologie auf der Bibel beruht, und um die Bibel sich herumdreht, und Natur und Geschichte und freie Vernunft und Vernunftentwickelung entweder der Bibel zur Seite liegen läßt, oder doch der Bibel ganz unterordnet, und sie nur zur Erläuterung und Bestätigung biblischer Stellen einiger Maßen anwendet, so kann man unsere Theologie auch durch Bibelgelehrtheit, Bibelwissenschaft, Bibelkunde, gelehrte Bibelkenntniß, übersetzen, und die Uebschaft dieser Theologie durch: Bibelkunst, Bibelthum, Bibellehre, Bibelvortrag, gelehrte biblische Darstellung. Freilich sollte alles Alte dem Neuen, d. h. dem wahren und rechten und guten Neuen, dem bessern, dem vollkommnern Neuen, dem im Lauf der Zeit und des menschlichen Geistes und Verstandes gewonnenen trefflichern Neuen, der im Fortgang der Jahrhunderte umfassender und richtiger und klärer gewordenen Kenntniß der Natur und der Geschichte und der Welt und der Vernunft weichen und untergeordnet werden, aber es ist und geschieht noch nicht, ob es gleich seyn und geschehen sollte. —

Das vierte Wort in der Reihe jener Fremdlinge, jener lästigen Eindringlinge ist Politik.

Die Fortsetzung folgt.

Das Constituzionsfieber.*)

Werde doch ja Niemand irre und ärgerlich durch das Vorgeben derer, der Knechtssinnigen, (Servilen,) welche das Streben der gebildetsten Völker unserer Zeit nach stellvertretenden Staatsverfassungen für eine bloße Krankheit, Constituzionsfieber genannt, erklären! Dieses so genannte Fieber ist nichts anders, als die Folge eines ganz natürlichen Bedürfnisses, welches in jedem gesunden Menschen desto stärker sich regt, je mehr er das Bewußtseyn und Gefühl seiner Menschenwürde erlangt hat. Dieses Fieber kann also nicht dadurch geheilt werden, daß man gewaltsam dagegen verfährt, oder darein schlägt, und übel ärger macht, — sondern einzig und allein dadurch, daß man jenes natürliche Bedürfniß der Völker und der Staaten befriedigt, daß man folglich aller Willkührherrschaft entsagt, und an deren Stelle die Rechtsherrschaft einführt. Es gibt aber keine Rechtsherrschaft im Staat, so lange nicht die Ausübung der höchsten Gewalt an eine feste Regel, an ein Gesetz gebunden ist, welches ihr eine beständige Richtung auf das öffentliche Wohl gibt, und demselben jedes Einzelwohl, jeden Sonder- und Eigennutzen unterordnet. Eine

*) M. s. auch hierüber die Leipz. Lit. Zeit. 1820, Nro. 336. S. 2682.

solche Regel, eine solche Staatsregel ist eine Constituzion. Eine Constituzion besteht demnach in einer Gesetzgebung und Versammlung von trefflichen Männern, erwählt und abgeordnet vom ganzen Volk, von allen Ständen und Bürgerklassen, um ihre Stelle zu vertreten, und den Gesamtwillen des Landes auszusprechen, und zum Gesetz zu erheben. — Der Mangel einer Verfassung dieser Art kann nicht durch die Einsicht und Güte des Regenten ersetzt werden, so wenig als der Mangel einer gesunden Leibesbeschaffenheit durch einen geschickten und wohlwollenden Arzt. Der einsichtsvollste und beste Regent ist doch dem Irrthum und der Verleitung durch schlechte Rathgeber unterworfen, ist nicht allwissend, nicht untrüglich, nicht unsterblich, wie Gott, ist allen menschlichen Zufällen und Schicksalen und Schwachheiten und Krankheiten ausgesetzt. *) Deßhalb muß ein Regent selbst wollen, um so mehr wollen, je gerechter er ist, und je aufrichtiger er sein Volk liebt, daß sein geliebtes Volk eine Bürgschaft erhalte für die Dauer einer rechten und gerechten Regierung und alles des daraus hervorgegangenen und hervorgehenden Guten. Diese Bürgschaft aber kann das Volk nur erhalten durch eine rechtliche, d. h. stellvertretende Verfassung, durch eine Verfassung, wo, wie gesagt, Männer aus und von allen Ständen frei erwählt, eben darum alle Stän-

*) Als der Kaiser Alexander es gegen die Frau von Stael beklagte, daß sein Reich keine Constituzion habe, und diese mit feiner Schmeichelei erwiederte: Sire, Ihr Charakter ist eine Constitution, — da sprach Alexander die ihn ewig ehrenden Worte: Um so schlimmer; das Glück meines Volkes hängt also von dem Zufall ab. — — —

de und Gattungen der Bürger und deren Bestes vertreten und befördern. Wer also das Streben der Völker nach solchen Verfassungen unter dem Titel eines Constituzionsfiebers lächerlich zu machen, und die Fürsten zum gewaltsamen Unterdrücken dieses natürlichen Strebens und Bedürfnisses zu verleiten sucht, der meint es weder mit den Völkern, noch mit den Fürsten redlich, der sucht nur seinen eigenen Vortheil, der ist ein Feind der Menschenheit, und folglich auch Gottes. Denn Gott selbst beherrscht die Welt nicht willkührlich, nicht nach willkührlicher und unbestimmter Eigenmacht, sondern nach Gesetzen, nach wahren und rechten und gerechten und vernunftgemäßen, nach ewigen und göttlichen Gesetzen, und will daher auch, daß in der Menschenwelt die Herrschaft gleicher Gesetze, die Rechts- und Vernunftherrschaft so fest als möglich gegründet werde. Wehe denen, die diesem Gotteswillen widerstreben!

Druckfehler.

S. 38, Z. 10 lies mit Seufzen statt mit Seufzern.
S. 40, Z. 24 l. ich aber st. mich aber.
S. 45, Z. 6 fehlt nach Bildung das Komma.
S. 49, Z. 25 sind die Worte: Gedanke in mir, zu sehr zusammen gedruckt.
S. 50, Z. 15 l. Schlüter st. Schluter.
S. 53, Z. 7 fehlt das Komma nach Nein.
S. 60, Z. 9 l. wider st. wieder.

Einige Fehler, in Buchstaben und in der Zeichensetzung will ich übergeben.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Heynig, Johann Gottlob,

Der teutsche Sokrates aus dem Voigtland in einzelnen Mittheilungen an alle, denen es um Wahrheit und Recht und daraus einzig und allein kommendes Menschenwohl zu tuhn ist
Bd.: 4

S.l. (1823)

Var. 369 h-1/10
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10135785-8